Hist. 4300
pol.

Neue Geschichte
des
französischen Afrika,
mit
neuen Charten sowol, als geographischen, astronomischen und andern Beobachtungen
über die
Gebräuche, Sitten, Religion und den Handel
dieser Gegenden.

Vom
Abbé Demanet
ehemaligen Missionair in Afrika.

Aus dem Französischen übersezt.

Erster Band.

Mit gnädigster Freiheit.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung 1778.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Bey der gegenwärtigen Lage von Europa ist der französischen Nation nichts wichtiger, als ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Handel zur See zu wenden, um nicht nur die Zweige, die ihr im lezten Frieden übrig geblieben sind, zu erhalten, sondern auch neue ausfindig zu machen. Da nämlich fast ganz Europa handelnd geworden ist; so muß ein Volk, das einen gewissen Rang in diesem Erdtheile behaupten will, sich nothwendig auch auf den Handel legen. Je mehr es diesen also vernachläßigt, desto schneller muß es auch zu dem Grade von Schwäche und Armuth herabsinken, der stets die Muthlosigkeit des Bürgers, und die Verachtung des Ausländers ankündigt.

Man folge in unserer Geschichte den Zeitpunkten nach, in welchen die Nation sich in ihrer ganzen Macht gezeigt hat; und man wird finden, daß diese Zeitpunkte stets die der Schiffarth waren, und daß ihre Macht in gleichem Verhältnisse mit dem auswärtigen Handel abgenommen hat. Ludewig der Große

wurde nicht eher der Gesezgeber von Europa, als bis Colbert uns sichere Wege nach beiden Indien gebahnt hatte; und man kann fast behaupten, daß wir von der Zeit an sind gemishandelt und verachtet worden, seit welcher wir aufgehört haben, den Grundsäzen dieses großen Mannes zu folgen, oder ihnen wenigstens nicht mit dem gehörigen Eifer gefolgt sind. Eine thätige Nation hat diese Nachläßigkeit genuzt, und ihren Handel bis zu einem solchen Grade erhoben, daß sie sich eines großen Theils unsrer Besizungen, und unsers Handels bemächtigt hat. Würde sie wohl ein solches Unternehmen gewagt haben, wenn sie bemerkt hätte, daß dieser große Gegenstand uns noch eben so heilig wäre, als vormals; wenn sie nicht im Gegentheil geglaubt hätte, daß das reiche, und zu Lande nur zu mächtige Frankreich mit Gleichgültigkeit auf einen Handel herabsähe, den es seiner Größe unwürdig hielte? — Gewiß nicht. Sie wußte zu gut, daß Frankreich ihr eben so gut zu Wasser als zu Lande Geseze vorschreiben könnte; sie wußte ferner, daß seine Seemacht, nach der Eroberung von Port-Mahon, Schreken unter der ganzen englischen Nation verbreitet

hatte;

hatte; daß endlich siegreiche Heere, die sie von allen Seiten angriffen, sie nicht allein ihrer eigenen Staaten beraubten, sondern auch zugleich die mit ihr verbundenen demůthigten. Sie sah Feuer und Schwerdt allenthalben glånzen, ihre Felder verwůstet, ihre Stådte zerstórt, und ihre Nation fast zernichtet; sie bemerkte endlich, daß sie kein anderes Rettungsmittel habe, als unsere Gleichgůltigkeit, unsere entfernten Besizungen zu behaupten, zu ihrem Vortheile zu benuzen. Nach unglaublichen Bemůhungen, uns ihrer ganz zu berauben, zwang das schrekliche Bild eines blutigen Krieges diese Vólker, sich den friedfertigen Gesinnungen unsers Monarchen zu nåhern, der fůr das Glůk der Menschen geboren ist. Der Friede vereinigte so viele Vólker, weniger durch gegenseitige Bedůrfnisse, als åhnliche Gesinnungen; er macht jezo die Kůnste wieder aufblůhen, óffnet einer jeden Art von Handlung einen freien Weg, låßt den Ueberfluß wieder geboren werden, und gießt einem jeden matten und krånklichen Theile der mit einander ausgesóhnten Staaten neues Leben ein.

Laßt uns also jezo suchen, unsern Verlust zu ersezen, und uns wegen der Verringerung unsers Handels zu entschädigen; laßt uns endlich unter den Seemächten denjenigen Plaz zu behaupten suchen, der uns wirklich gebührt; unsere eigenen Besizungen bieten uns die Mittel dazu dar, Afrika öffnet uns seinen Schooß, um daraus, wie aus einer nie versiegenden Quelle, unermeßliche Reichthümer zu schöpfen.

Es ist bekannt, daß der Handel allenthalben den Ueberfluß mit sich führt, und den Staaten die eigentliche wahre Stärke giebt; man weiß es, daß er Manufakturen und Künste blühen macht, Handwerker erhält, und die Kaufleute selbst bereichert; daß er einen edlen Wetteifer, und das lebhafteste Interesse erzeugt, ihn von allen Seiten zu beobachten, in seinem ganzen Umfange zu umfassen, und in seiner ganzen Tiefe zu ergründen. Man weiß ferner, daß er das Genie befeuert und erhebt, Talente entwikelt, und Menschen aus der äußersten Armuth bis zu einem erstaunenswürdigen Glük hinauf schwingt. Endlich ist es bekannt, daß alle in Frankreich verfertigte Waaren mit beträchtlichem Gewinn ausgeführt werden, und daß selbst die dafür eingebrachten

brachten diesen Gewinn vermehren. Man muß daher auch zugeben, daß der Handel zur See der Nation äußerst wichtig ist.

Wenn wir bisher auch geduldig zugegeben haben, daß die Engländer unsern Handel in Indien und anderswo einschränkten; so hindert uns doch nichts, unsere Aufmerksamkeit auf den Handel mit Afrika zu wenden, der allein im Stande ist, unsere erlittene Schäden wieder gut zu machen, durch das ganze Reich beträchtliche Reichthümer zu verbreiten, und alle diejenigen Vortheile zu vermehren, die der Handel uns vor der angezeigten Epoche verschafft hat.

Dieser afrikanische Handel hat nur deswegen abgenommen, weil man sich einbildete, daß der Senegal, der den Engländern im lezten Frieden abgetreten wurde, den ganzen Handel dieses Erdtheils den leztern zugewandt habe, und daß das, was uns übrig geblieben ist, nicht hinreiche, einen solchen ununterbrochenen Handel zu errichten, als der nach dem Senegal war. In diesem Irrthum waren die meisten Kaufleute, und auch ich, bevor ich Afrika gesehen hatte. Je weniger ich aber den französischen Antheil zum Handel geschikt

gehalten hatte; desto fruchtbarer für einen jeden Zweig desselben fand ich ihn. Es war also nöthig, unsere Besizungen ernstlich zu untersuchen; und die Beobachtungen, die ich an den verschiedenen Orten selbst machte, leiteten mich zu neuen Entdekungen. Zween beträchtliche Flüsse, die man bisher für unschiffbar gehalten hatte, den Salüm und Kassamance, fand ich schiffbar, ich ließ ihren Lauf und Mündungen untersuchen, und es zeigte sich allenthalben selbst für große Schiffe Tiefe genug. Ich entdekte endlich, daß diese Ströme nicht nur zum allgemeinen Handel im Innern von Afrika dienen, sondern daß sie auch unsere Schiffe selbst bis an die Goldminen durch einen kürzern, leichtern und sicherern Weg, als der auf dem Senegal ist, führen, und daß sie also den Handel auf dem leztern vernichten, wie seinen Verlust der französischen Nation gleichgültig machen könnten.

Von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an, seit welcher Zeit die Einwohner der Normandie, und unter diesen die von Dieppe zuerst, nach ihnen die Portugiesen, und endlich die Holländer und Engländer Afrika entdekten, Niederlagen an seinen Küsten errichteten,

ten, und einen regelmäßigen Handel anfiengen, hat kein einziges von diesen Völkern geglaubt, daß der Fluß Salům, der zehn Meilen von der See sich in sechs Arme theilt, und in eben so vielen Mündungen sich ins Meer ergießt, große Schiffe tragen könnte; alle hielten ihn nur für Pirogen, Kanoes, und Barken schiffbar. Sechs Arme und Mündungen eines einzigen Flusses liessen vermuthen, daß keiner für Kauffartheischiffe tief genug seyn würde. Diese Vermuthung wurde dadurch feste Ueberzeugung, daß an der einen Seite der Senegal, an der andern der Gambia, beide schiffbare Ströme flossen, die man dem Salům für zu nahe hielt, als daß man glauben konnte, der leztere sey für den Handel gleichfalls wichtig, und biete den nächsten und bequemsten Weg zu den Goldminen, und dem Handel im Innern von Afrika dar.

Der Fluß Kassamance, den die Portugiesen, die sich ehemals an seinen bald wieder verlassenen Ufern sezten, schiffbar gefunden hatten, war gleichfalls nicht als ein solcher bekannt. Ein bloßer Zufall, den ich im Werke selbst beschrieben habe, mußte mich auf die Entdekung führen, daß er nicht allein

für

für große Schiffe tief genug, sondern auch für den Handel im innern Afrika eben so bequem sey, als der Senegal und Salûm sind. Diese beiden Flüsse eröffnen uns so interessante Aussichten, daß, wenn wir uns unsrer Vortheile in unsern eigenen Besizungen recht zu bedienen wissen, wir den Handel auf dem Senegal und Gambia gänzlich vernichten, und uns in diesem Fall des wichtigsten Theils des ganzen afrikanischen Handels werden bemächtigen können.

Wenn man zur Zeit der verschiedenen Senegalkompagnien sich an Kosten und Bemühungen erschöpft hat, um auf diesem Flusse bis in die Königreiche Galam, Tombût, und Bambuk zu schiffen, und den Goldhandel an den Minen selbst zu treiben; wenn man, um so weit zu kommen, über dreihundert Meilen diesen Fluß, der nur zur Zeit der Ueberschwemmungen schiffbar ist, hinauf arbeiten mußte; wenn man ferner die zum Handel nöthigen Waaren über vierzig Meilen (Lieues) zu Lande fortbringen mußte; wenn endlich alle diese Schwierigkeiten, und kostbaren Transporte die Senegalkompagnien nicht abgeschrekt haben; mit welchem Eifer müßte

dann

denn jezt nicht die französische Nation den Vortheil zu benuzen suchen, den ihr diese beiden Ströme darbieten, die, außer dem Handel mit Sklaven, Gold, und Elfenbein, noch nüzliche Hölzer, Weirauch, Indigo, Aloe, Mastix, Kassia, Eben- und Tamarindenholz, und so viele andere für den Handel wichtige Bäume und Pflanzen liefern können.

Von dem Gummihandel, der ehemals so blühend in Afrika gewesen ist, waren nur kaum noch einige traurige Reste übrig. Ich habe mit Sorgfalt die Wälder aufgesucht, in denen es erzeugt wird, und zugleich den kräftigsten Mitteln, den Gummihandel wieder herzustellen, nachgespürt; und habe endlich nicht nur die Wälder selbst gefunden, sondern auch ihre Lage und die Wege bemerkt, auf welchen man am sichersten zu ihnen kommen kann.

Entdekungen von dieser Art reizten mich an, noch weiter zu gehen. Alle Charten, die man bisher hatte, zeigten den Lauf der schiffbaren Flüsse im geringsten nicht genau an, so wie sie ihre Entfernungen, und den auf ihnen zu führenden Handel nur aufs Gerathewohl lieferten. Man hatte keine Be-

griffe

griffe mehr von den für eine jede Art des afrikanischen Handels nüzlichen und nothwendigen Waaren, und hatte endlich vergessen, daß eben diejenigen Waaren, die in einem gewissen Theile von einem beständigen Werthe sind, in einem andern gar keinen haben. Daher kam es denn, daß Kaufleute und Schiffer ihre Ladungen übel wählten, und sie entweder mit dem größten Verluste behalten, oder losschlagen mußten; daß sie den so wichtigen afrikanischen Handel verschrieen, ganze Jahre lang an den Küsten auf- und absegeln mußten, um ihre Waaren abzusezen, und endlich nach der Aufzehrung ihrer Lebensmittel, und dem Verluste ihrer Mannschaft gezwungen wurden, eine reiche Quelle des Handels andern Völkern zu überlassen.

Diese Beobachtungen, vereinigt mit den Kenntnissen, die ich auf der Stelle selbst erworben habe, liessen mich glauben, daß eine neue Geschichte des französischen Afrika nicht allein nicht überflüssig, sondern auch nöthig wäre. Ich habe sie aus keiner andern Absicht unternommen, als um meiner Nation nüzlich zu werden. Ich habe darinn nichts gewagtes vorgetragen; ich rede nur von demjenigen,

jenigen, was ich selbst gesehen habe; oder wenn ich auch von gewissen Gegenden etwas beibringe, die ich meinen Umständen nach selbst nicht untersuchen konnte; so ist auch dieses allemal aus guten Quellen geschöpft. Ich habe alles gethan, um dergleichen Fakta von tüchtigen Personen, deren Gewissenhaftigkeit mir im geringsten nicht verdächtig war, bewähren und prüfen zu lassen, damit ich nichts übergehen möchte, was für den Handel und die Schiffarth nüzlich seyn kann, und ich auch zugleich in den Stand gesezt würde, den wahren Lauf der Ströme, und schiffbaren Flüsse, deren Mündungen, Einfarthen, Tiefen, Entfernungen und Handel anzuzeigen; ferner genaue Nachrichten von den an ihren Ufern liegenden Königreichen, deren Umfang, Produkten, und Handel zu geben; endlich ein getreues Gemälde von den Sitten, der Religion, den Gebräuchen zu liefern, und selbst die Mittel anzugeben, wodurch diese Gegenden dem Staat und der Religion nüzlich werden können.

Hierauf habe ich ganz genaue Verzeichnisse von den Waaren verfertigt, die für den Handel in den französischen Besizungen nüzlich

und nothwendig sind, und zugleich ihre Preise angegeben. Die Auswahl, die man machen muß, hat mir eben so interessant geschienen, als der Unterschied der Barren, (Barres) nach welchen man an den Küsten, und auf dem Fluß Gambia handelt. Der Preis der Sklaven, die vortheilhafteste Art, sie einzukaufen, der Werth der Landesprodukte zeigen dem Kaufmann in seinem Kabinette so gut, als wenn er an diesen Oertern selbst wäre, nicht nur den Werth der europäischen Waaren, die nach Afrika gebracht werden, sondern auch den Preis der afrikanischen an, die man dagegen eintauscht, sie mögen nun in Gold oder Sklaven oder Wachs u. s. w. bestehen. Er kann also, ohne sein Zimmer zu verlassen, einen sichern und ununterbrochenen Handel mit Afrika führen, ohne befürchten zu dürfen, betrogen zu werden. Diese Materie hat mir für die ganze Nation so wichtig geschienen, daß ich nichts unterlassen habe, sie ins Licht zu sezen, und einem jeden faßlich zu machen.

Wenn meine Behauptungen und Beschreibungen mit den Erzählungen gewisser Schriftsteller und Erdbeschreiber nicht übereinstimmen;

men; so ist der Grund davon sehr leicht anzugeben. Er ist nämlich dieser, daß beide selbst nichts gesehen, und nur nach ungetreuen Nachrichten und Aufsäzen anderer gearbeitet haben. Eine Folge davon war diese, daß sie, ohne es zu wollen, das französische Afrika entstellt haben, das ich so gezeichnet habe, wie es wirklich ist, und wie ich selbst es gefunden habe. Ich bin der Wahrheit allein gefolgt, ohne mich bey unnüzen Kritiken aufzuhalten, die den Faden der Erzählung nur unterbrochen hätten.

Meine Absicht war anfangs nicht, das ganze Afrika zu beschreiben. Mein Entwurf schränkte sich auf das französische Afrika, das ist, auf denjenigen Abschnitt dieses Erdtheils ein, der zwischen dem weißen Vorgebirge (20° 30′ nördlicher Breite) und dem Flusse Sierra Lionna (7°, 30′ derselben Breite) liegt; ein Abschnitt von Afrika, in welchem Frankreich seit mehrern Jahrhunderten alle Arten von Handel treiben kann, und wichtige Länder eigenthümlich besizt, in denen unsere Nation allein mit Ausschliessung aller übrigen handelt. Ich habe deswegen diesen ganzen Erdtheil nur im allgemeinen beschrieben, um mich

desto umständlicher mit dem französischen Afrika zu beschäftigen, das ein wichtiger Gegenstand des Nationalhandels ist, das ich selbst gesehen habe, und dessen genauere Kenntniß meinen Mitbürgern am interessantesten ist.

Um nicht verschiedene Gegenstände unter einander zu werfen, habe ich das ganze Werk in drey Theile zerlegt. Im erstern habe ich Beschreibungen von allen Theilen von Afrika, seinen bewohnten Inseln, deren Lage, Produkten und Handel, als mit meinem Hauptgegenstande, dem französischen Afrika, verwandten Gegenständen gegeben. Auch dieses habe ich in seine wichtigsten Theile zerlegt, und, mit Einmischung geographischer und astronomischer Beobachtungen, die wahre Lage derselben, ihre Entfernungen, Produkte, Ströme, Anfurthen, Handel, und alles, was zur Erleichterung der Schiffarth etwas beitragen kann, zu bestimmen gesucht.

Der erste Theil geht vom weißen Vorgebirge bis an die Insel Arguin, und die Bay von Portendik: der zweite läuft von der genannten Insel bis an den Senegal, diesen Fluß mit einbegriffen, und so an der Küste weiter hinunter bis an den Fluß Sierra-Lionna.

Die

die drey Wälder von Gummibäumen, das Departement von Goree, die Königreiche an der Küste, ihre Produkte, Handel, schiffbare Ströme, der Gambia, Salúm und Kassamance; welche leztern nicht allein neue, sondern auch die bequemsten Wege zu den Goldminen, dem Handel auf der Insel Les Bisseaux und den umliegenden Eilanden sind, — ferner Beobachtungen über den Sklavenhandel, über die dazu erforderlichen Waaren, und die beste Art, ihn zu treiben; endlich die Verzeichnisse von den Preisen europäischer sowol, als afrikanischer Waaren, machen den Inhalt des ersten Theils aus.

Der zweite liefert eine Schilderung der Sitten und Religion der Afrikaner, Beobachtungen über die Gebräuche des Landes, über Thiere, Gewürzbäume, Holz zum Schiffbau, endlich über die Mittel, diesen Theil von Afrika der Religion und dem Staate nüzlich zu machen.

Um dem Leser einen bestimmtern und deutlichern Begriff vom französischen Afrika zu geben, habe ich eine neue Charte verfertigt, die gleichfalls in drey Theile abgesondert ist. Der erste enthält die Küsten und schiffbaren

Flüsse vom weissen Vorgebirge an bis an den Fluß Senegal, und auch diesen noch mit einbegriffen. Auf dieser Charte sieht man die wahre Lage der drey Wälder von Gummibäumen, des Forts Portendik, und der Bay Arguin, samt den Tiefen des Meers und Anfurthen der Küste. Die zweite umfaßt die Länder zwischen dem Senegal und dem Flusse Nongne, ihre schiffbaren Ströme, deren Tiefen, Entfernungen, und die Namen der sie begrenzenden Königreiche. Dies sind die Flüsse, auf denen Frankreich zu schiffen ein Recht hat, die ihm leichte Wege ins Innere von Afrika verschaffen, und der Hauptgegenstand dieser Geschichte. — Die dritte enthält die Küsten von dem Flusse Nongne an bis über den von Sierra Lionna hinaus, wo sich das französische Afrika endigt.

Endlich habe ich, als einen dritten Theil, meiner Geschichte eine physisch-historische Abhandlung über den Ursprung der Negern, und die Ursache ihrer Farbe angehängt. Diese Materie war bisher nur obenhin behandelt worden. Alte und neuere Schriftsteller haben über diesen Gegenstand nur solche Meinungen vorgetragen, die ihnen entweder der Zufall, oder die von den wahren Ursachen entfernte Einbil-

dungskraft

dungskraft eingegeben hatte. Wenn aber jemand einige wahrscheinliche Systeme zu liefern geschienen hat; so rührte dies daher, weil man bis jezt über diese Erscheinungen noch keine zuverläßige Data und Grundsäze hatte.

Ich gebe gern zu, daß, wenn so viele aufgeklärte Schriftsteller Afrika selbst untersucht und gesehen hätten, sie die wahren Ursachen der Verwandlung der Haut der Negern würden gefunden, und die Naturlehre also auch über einen Gegenstand, der ihr immer wichtiger wurde, wahre Grundsäze würde erhalten haben. Während meines Aufenthalts in Afrika habe ich mit der größten Sorgfalt den Ursprung der Negern aufgesucht, und ich glaube auch, diesen Ursprung, und die wahre Ursache ihrer Farbe unwiderleglich in meiner Abhandlung bewiesen zu haben.

Ein neuerer Schriftsteller schmeichelte sich, in einigen anatomischen Operationen, in gewissen Wirkungen des Zufalls oder Spielen der Natur eine neue Ursache der Schwärze der Negern entdekt zu haben, und er nahm daher keinen Anstand, sie den Kenntnissen seiner Kunst zuzuschreiben, ohne zu bedenken, daß die Geschichte sowol als Erfahrung seine Grundsäze, wie die daraus

abge-

abgeleiteten Folgerungen, über'n Haufen warfen. Er suchte in grosser Ferne, in Fabeln, unpassenden Faktis, und Abweichungen der Natur ganz was anders, als was sie uns stets in ihren gewöhnlichen Wirkungen zeigt. Er nahm ein Geschlecht von milchweißen Menschen in Afrika an, um uns desto mehr von der wahren physischen Ursache der Verwandlungen zu entfernen, die uns in der Haut der Bewohner des heißen Erdgürtels in Erstaunen sezen.

Um diese Materie ganz in's Licht zu sezen, habe ich alle Systeme und Einwürfe widerlegt, die man über die Haut der Negern gemacht hat. Ich habe hierauf den Ursprung der Negern, und die physischen Ursachen ihrer Farbe angegeben. In der ganzen Geschichte aber ist meine Absicht diese gewesen, die Ausbreitung der Religion, das Wohl des Staats, den Wachstum des Handels, die Erleichterung der Schiffarth, endlich die Bereicherung der Naturlehre mit neuen Kenntnissen zu befördern. Wenn meine Arbeiten nur einige dieser glüklichen Wirkungen hervorbringen; so werde ich mich für hinlänglich belohnt halten.

Vorrede
zur Uebersezung.

Weil der Verfasser des gegenwärtigen Aufsazes die Demanetische neue Geschichte des französischen Afrika (die schon 1767 in zween Duodezbänden zu Paris gedrukt worden ist,) zur Uebersezung empfohlen, den Uebersezer gewählt, und dessen Arbeit durchgesehen, und, wo es nöthig war, verbessert hat; so hält ers für seine Pflicht, seinen Lesern die Vorzüge sowol, als Mängel des Schriftstellers, den er ihnen in deutscher Tracht vorstellt, mit der unpartheiischsten Aufrichtigkeit anzuzeigen, damit sie ihm weder Danksagungen noch Vorwürfe machen, wo er weder die einen noch die andern verdient zu haben glaubt. Ein Uebersezer, oder Empfehler einer Uebersezung, (ein gewissenhafter, versteht sich,) verbürgt sich den Lesern für die Güte des Werks, das

er

er ihnen in die Hände liefert, unter harten Bedingungen, bey denen er immer in Gefahr ist, weit mehr zu verlieren, als er gewinnen kann. Sind nämlich die Leser mit einem Werke zufrieden, finden sie ihre Erwartungen befriedigt oder übertroffen, und Zeit und Kosten, die sie angewandt haben, durch Vergnügen und Nuzen belohnt; so vergelten sie zwar solche Verdienste, um sie, mit Bewunderung, oder mäßigerm Lobe und Dank, aber fast allein dem Schriftsteller, nicht dem Uebersezer, oder Empfehler einer Uebersezung. Man vergißt über den größern Verdiensten des erstern die kleinern des leztern; man genießt die neue Bekanntschaft, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wem man sie schuldig ist. Wenn aber der entgegengesezte Fall eintritt, und die Leser statt des Vergnügens und Nuzens, was sie hofften, Langeweile und Zeitverlust leiden, oder auch nur das nicht finden, was sie sich versprochen haben; so wendet sich ihr ganzer Unwille fast ganz allein gegen den Uebersezer

oder

oder Empfehler einer Uebersezung; ihn ziehen sie wegen des Schmerzes getäuschter Hoffnungen, und wegen eines vergeblichen Aufwandes von Zeit und Kosten zur strengsten Rechenschaft, weil sie durch ihn verführt worden sind, sich mit einem elenden Schriftsteller bekannt zu machen, dessen Name ihnen vielleicht ohne vielsprechende Empfehlungen ewig unerhört würde geblieben seyn.

Wahre Klugheit also, oder wenn man will, feine Betrügerey kann man es wohl nicht nennen, wenn Uebersezer oder deren Vertreter die Leser durch übertriebene Lobeserhebungen für ihre Schriftsteller einzunehmen suchen. Dergleichen Lobreden sind meistens verdächtig; wenn sie es aber auch nicht sind, und die Leser also Zutrauen zum Lobenden sowol, als Gelobten fassen; so werden doch solche Marktschreierkünste gewöhnlich von einem oder dem andern Leser im Namen aller übrigen auf das schreklichste geahndet, und der Lobredner muß nicht allein die ganze Schuld eines andern

ohne alle Erlassung, sondern auch die Strafe seiner eigenen Unredlichkeit oder Unbesonnenheit tragen.

Wenn es dem Vorredner blos darum zu thun wäre, den Lesern ein günstiges Vorurtheil für das gegenwärtige Werk einzuflößen; so würde er dieses thun können, ohne im geringsten etwas von seinem eigenen Ansehen dabey zu wagen. Er dürfte sie nämlich nur auf das vortheilhafte Urtheil aufmerksam machen, was einer der größten Männer unsers Zeitalters über die Arbeit des Demanet gefällt hat, das um desto mehr Gewicht hat, weil sein Verfasser nicht allein weiß, was lobenswürdig ist, sondern auch selbst das Lobenswürdige selten zu loben pflegt. Herr von Pauw (Reflexions philos. sur les Americains I. S. 185.) nennt die Schrift des Abbé Demanet die neueste und beste Geschichte des französischen Afrika, die mit den schäzbarsten physischen Bemerkungen bereichert sey. — Ich will mich aber dieses Vortheils nicht bedienen,

sondern den Lesern mit gleicher Offenherzigkeit die guten sowol, als die schwachen Seiten meines Schriftstellers bekannt machen. Dies Geschäft übernehme ich nicht in der Absicht, um meinen Lesern vorzugreifen, oder weil ich mir schmeichelte, allein, oder doch mehr, als irgend einer meiner Leser, im Stande zu seyn, den Werth oder Unwerth dieser Schrift zu bestimmen, sondern weil ich glaube, daß auch Fähigere, als ich, entweder nicht Zeit und Lust genug zu dieser Arbeit haben, oder es auch nicht der Mühe werth halten möchten, sie auszuführen.

Um den wahren Werth eines neuen Geschicht- oder Reisebeschreibers von Ländern, die schon andere besucht und beschrieben haben, genau und richtig anzugeben, ist selbst die aufmerksamste Durchlesung seines Werks nicht hinreichend; man muß überdem noch nothwendig eine sorgfältige Vergleichung zwischen seinen Nachrichten und den Nachrichten aller seiner Vorgänger anstellen. Keines

Verdienst des jüngsten und lezten Reisebeschreibers besteht nur allein in den neuen Beobachtungen, die keiner der vorhergehenden gemacht und aufgezeichnet hat, oder auch in den Berichtigungen schiefer, halbwahrer, oder ganz falscher Erzählungen, die seinen Vorarbeitern entwischt sind, und bey der lesenden Welt Glauben gefunden haben. Alles aber, was nach angestellter Prüfung als bloße Wiederholung dessen, was schon andere gesagt, und bemerkt haben, erfunden wird, muß billig als fremdes Eigenthum den rechtmäßigen Besizern zugeeignet, und wieder ausgeliefert werden.

Unter keiner Art von Schriftstellern sind gelehrte Räubereien, sowol solche, die mit Gewalt, als insgeheim und mit List ausgeübt werden, so gewöhnlich, und durch Verjährung fast zum Rechte geworden, als unter den Reisebeschreibern. Die Nachfolgenden nehmen fast immer nicht nur von den Nachrichten, sondern auch den Betrachtungen und

Gedanken

Gedanken der vorhergehenden, als von einem ihnen zugefallenen Erbe, Besiz, und werden gemeiniglich auf eine ihrem Verbrechen angemessene Art, nämlich dadurch gestraft, daß die ersten Nachfolger ihren ganzen gelehrten Nachlaß eben so freibeuterisch plündern, als sie sich fremdes Gut zugeeignet haben. Die meisten Leser sind gegen solche Gewaltthätigkeiten oder Ungerechtigkeiten äußerst nachsehend, und nennen eben das, was sie in einem jedem andern Fall Plagiat schelten würden, lehrreichen Auszug oder Wiederholungen. Der Grund dieser Gelindigkeit liegt entweder darinn, daß man Reisenden nicht das Vergnügen rauben will, das, was sie eben so gut als andere gesehen und bemerkt haben, oder bemerkt haben können, auch zu erzählen, oder weil man hofft, daß man, durch die Vereinigung der Nachrichten und Beobachtungen aller vorhergehenden Reisebeschreiber in dem Werke des leztern, der Mühe werde überhoben werden, die erstern durchzulesen. Allein

keine

keine Hoffnung kann täuschender seyn, als diese. Die meisten Reisebeschreiber plündern zwar, aber nicht rein aus, nicht, möchte ich sagen, mit Geschmak und nach Plan; sie lassen immer noch viele Schäze liegen, entweder weil sie ihren Werth nicht kennen, oder weil sie sie gegen ihnen größer scheinende verachten. Wenn man also eine vollständige Kenntniß von einem Lande oder Volke haben will; so muß man sichs doch gefallen lassen, vom lezten Beschreiber zum ersten fortzugehen; und nur alsdenn fühlt man die Unannehmlichkeiten des unter Reisebeschreibern so gemeinen Verfahrens, und die Hinderniße, die beständiges Ausschreiben und endlose Wiederholungen der Erweiterung unserer Kenntnisse entgegensezen.

Von diesem Vorwurfe kann man den lezten Beschreiber des französischen Afrika eben so wenig, als den größten Theil seiner Mitbrüder, freisprechen. Er hat freilich sehr viel eigenthümliches, aber auch wenigstens eben so viel entlehn-

entlehntes oder erborgtes Gut; und sein Werk würde sehr zusammenschrumpfen, wenn man durch einen zauberischen Hauch alles, was andern gehört, herausblasen könnte. Ich will daher nur kurz und im allgemeinen eine Scheidung dessen, was er sich selbst schuldig ist, von dem, was er andern zu danken hat, vornehmen.

Keiner der vorhergehenden Reisebeschreiber hat vom Gummihandel, von den Wäldern, die diese Waare erzeugen, und den Stämmen, die sie einsammlen und verkaufen, so umständlich und genau gehandelt, als unser Verfasser. Seine Beschreibung des Gambia ist zwar nicht ganz neu; sie enthält aber doch vieles, besonders von der französischen Niederlage zu Albreda, und dem englischen Fort James, was man in ältern Reisebeschreibungen vergebens suchen würde. Seine Nachrichten vom Salûm, noch mehr aber die vom Kassamance machen uns mit Flüssen und Gegenden von Afrika bekannt, von denen

wir

wir vorher fast weiter nichts als die Namen wußten. Dies war um desto mehr zu verwundern, da beide Arme des Gambia sind, den so viele tausend Europäer seit mehrern Jahrhunderten besucht haben. Das merkwürdigste und überzeugendste Beispiel von dem Geiste, der die Negernkäufer und Goldstaubliebhaber aus unserm Erdtheile nach Afrika trieb! Die eigenthümlichsten aber, und vielleicht auch die interessantesten Kapitel für viele Leser sind diejenigen, in welchen er genaue Verzeichnisse aller Waaren, die auf dem Senegal, dem Gambia, und sonst an der Küste eingehandelt und abgesezt werden, nebst ihrem Werthe und Preisen mittheilt. Diese Abschnitte sind nicht allein für den Kaufmann und Statistiker, sondern auch für den Menschenforscher wichtig, weil man daraus die Liebhabereien und den Geschmak der Bewohner von Afrika kennen lernen kann. Nicht so viele von dem Verfasser zuerst oder allein gemachte Beobachtungen finden sich in der

Abhand-

Abhandlung über die Religion und Sitten der Negern; sie enthält aber doch auch manche nicht ganz unmerkwürdige Nachrichten, die der Verfasser keinem andern schuldig ist. Endlich wird man in seiner Untersuchung über den Ursprung der Farbe der Negern viele neue und wichtige Fakta finden, die, der Verfasser mag sie genuzt oder gemißbraucht haben, wie er will, für die Naturgeschichte des Menschen eine beträchtliche Bereicherung sind.

Der ganze übrige Rest dieses Werks (die beiden lezten Abhandlungen im zweiten Theile ausgenommen) besteht aus fremden zusammengeplünderten Gut, was der Verfasser mit einer seltnen Dreistigkeit, die in einem so eifrigen Christen und Bekehrer der Heiden um desto befremdender ist, als sein Eigenthum den Lesern verkauft. Der Abbe' hat, so viel ich bemerkt habe, sich nicht einmal die Mühe gegeben, alle, die vor ihm das französische Afrika beschrieben hatten, in Kontribution zu sezen; er hat seine Streifereien auf das Gebiet eines

Staatl. Bibliothek Regensburg

eines einzigen seiner Landsleute und noch dazu eines Ordensbruders, des P. Labat, eingeschränkt, der ihm freilich statt vieler, man könnte fast sagen, statt aller dienen konnte. Aus dem Werke dieses Mannes, dessen Titel ich bald anführen werde, hat Demanet alle seine historischen Nachrichten über die französischen Senegalkompagnien, über die frühen Reisen der Bewohner der Normandie an die Küsten von Afrika, endlich über das Steigen und Fallen des französischen Handels in diesem Erdtheile genommen. Ihm hat er ferner die Beschreibung des Senegals, und der Königreiche, die an seinen beiden Ufern liegen, zu danken. Aus ihm endlich hat er die meisten Nachrichten von den Sitten und der Religion der Negern, nicht weniger die Naturgeschichte der afrikanischen Gewächse und Thiere entlehnt. Demanet borgte aber nicht allein Fakta, sondern auch Gedanken, und beide sehr oft in eben den Worten, worinn sie Labat ausgedrükt hatte. Er machte sich kein

Bedenken,

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bedenken, bisweilen ganze Perioden und Absäze ohne die geringste Veränderung auszuschreiben, gerade als wenn es gar kein geistiges Eigenthum gäbe, oder als wenn eine geheime Entwendung fremder Gedanken nicht eben sowol, als eine Entwendung fremder Goldstüke, Diebstahl wäre. Dies Verfahren war um desto kühner und gefährlicher, da Labats Werk wenigstens in Frankreich allgemein bekannt und in allen Händen ist.

Außer dieser bösen Gewohnheit hat der Abbé noch manche andere Schwachheiten, und sein Werk viele Fehler, von denen die meisten vielleicht dadurch kleiner und verzeihlicher werden, daß sie so auffallend, und also wenig verführerisch sind. Seine Vaterlandsliebe artet in bittern Nationalhaß gegen die Engländer, und sein Eifer für die Religion in schwärmerische Bekehrungssucht aus. Beide verleiten ihn zu eben so lächerlichen, als unausführbaren Vorschlägen, und vermehren

seinen ohnedem schon zu starken Hang zu nichtigen grundlosen Projekten, die er sich so leicht, so glänzend, und so wichtig für das Wohl seiner Nation austräumt, als es nur möglich ist. Nichts scheint ihm leichter, als den Handel der Engländer auf dem Senegal und Gambia zu Grunde zu richten, die christliche Religion bis in das Innerste von Afrika auszubreiten, alle Völker und Länder, die der Senegal und Gambia einschliessen, unter dem französischen Scepter zu vereinigen, und den starken Glauben der Neubekehrten selbst zu einem mächtigen Werkzeuge ihrer Unterwürfigkeit und des ausschliessenden Handels der Franzosen zu machen. Eben so eitel als seine Hoffnungen sind, vom Salûm und Kassamanze aus den Handel der Engländer auf dem Gambia und Senegal zu zernichten; eben so träumerisch ist der Vorschlag, Faktoreien an den Goldminen im Innersten von Afrika anzulegen, und diese Minen von Franzosen und freien Negern bearbeiten zu lassen. Er

glaubt, ihre schwarzen Besizer durch wahren Glauben und einige Fäßer Branntewein so bezaubern zu können, daß sie die Schäze ihres Landes, die er bis zum Unglaublichen vergrößert, mit mehr als christlicher Gelassenheit von ihren Bekehrern einsammlen lassen. Und doch sagt er selbst, (auch andere versichern es,) daß alle Negern, in deren Gebiete sich ergiebige Minen finden, so eifersüchtig auf diese feindseligen Geschenke der Natur sind, daß sie keinem Fremden den Eintritt in ihre Grenzen erlauben, Kaufleute ausgenommen, von denen sie die Nothwendigkeiten des Lebens gegen den mühsam zusammengescharrten Goldstaub erhandeln. Es fiel ihm gar nicht ein, womit er denn die Negervölker ernähren wolle, die im Goldsammlen bisher ihren einzigen Unterhalt fanden. Seiner eigenen Beschreibung zufolge, ist die eigentliche Lage dieser Minen fast gänzlich unbekannt; sie sind ein wahres Eldorado, das noch kein europäisches Auge (vielleicht einige Portugiesen

am

am Ende des funfzehnten Jahrhunderts aus-genommen,) gesehen hat, und wahrscheinlich auch nie sehen wird. Die mandingischen Kaufleute, die an den Grenzen dieser Goldländer vorbeistreifen, und die jährliche Ausbeute den Goldsuchern abnehmen, werden, wenn sie es auch könnten, über die reichen Minen im Innern von Afrika nie zuverläßige Nachrichten mittheilen, weil diese zu den Mysterien ihres Handels gehören, deren Bekanntmachung an die Europäer sie vielleicht auf immer aus dem Besize ihres einträglichen Gewerbes sezen könnte. So lächerlich mir aber der Einfall scheint, die Goldgruben selbst bearbeiten, und die Negern davon verdrängen zu wollen; so vortheilhaft und ausführbar scheint mir das Projekt, was schon der patriotische Rüe hatte, und wirklich zu machen anfieng, mit den Faktoreien allmälich tiefer ins Land hineinzurüken, und sich auf diese Art den Goldländern zu nähern, damit man den mohrischen Kaufleuten den Handel mit

Gold, Elfenbein und Sklaven im Innern von Afrika, wo nicht ganz aus den Händen winden, doch wenigstens die Vortheile desselben mit ihnen theilen möge.

Außer den jezt angeführten Schwachheiten kann man, ohne eben sehr scharf nachzusuchen, am Abbé Demanet, als Schriftsteller, Erzähler, und Raisonneur, noch manche Gebrechen und Mängel finden, um derentwillen man ihm allerdings nachsichtige und leicht verzeihende Leser wünschen muß. Seine Schreibart, die niemals schön und ausgearbeitet ist, wird oft so unbestimmt und verworren, daß man weit mehr rathen muß, als gewiß sagen kann, was er eigentlich im Sinne hatte. Noch öftrer dehnt er einzelne Perioden ganz wider den Geist seiner Muttersprache bis zu einer so unnatürlichen Länge aus, daß man noch gar nicht in Gefahr kommt, in den abgerissenen Stil zu fallen, wenn man sie auch in drey oder vier kleinere

zerlegt. Sein Gedächtniß war ihm ferner so untreu, daß er nicht selten das, was er schon gesagt hatte, in der Folge nicht ein- sondern mehrmalen, und noch dazu mit denselbigen Worten wiederholt. Wenn also die Leser an mehrern Stellen auf dasselbige Faktum, denselbigen Gedanken stoßen; so müssen sie es weder dem Vorredner, noch dem Uebersezer zur Last legen. Jener hat, um ihnen Langeweile und Ueberdruß zu ersparen oder abzukürzen, viele Stellen, besonders in der Abhandlung, wo etwas vorhergesagtes in denselbigen Worten wiederkehrte, entweder zusammengezogen, oder ausgestrichen. Eine noch größere Freiheit aber wollte er sich nicht erlauben, um allen Argwohn zu vermeiden, als wenn er eine oder die andere den Wiederholungen eingeflochtene Nebenbemerkung den Lesern entzogen hätte.

In seinen Erzählungen findet sich oft eben so wenig Ordnung, als in seinen Raisonne-

ments

ments Verbindung, Folge und Harmonie bemerkbar ist. Er trennt Sachen, die zusammen gehören, durch weite Räume von einander, und andere, die nicht das geringste mit einander gemein haben, wirft er in dieselbigen Abschnitte zusammen. Diesen Geist der Unordnung wird man besonders im ersten Kapitel des zweiten Theils herrschend finden.

Von der unvortheilhaftesten Seite aber erscheint unser gute Mißionar, wenn er als Raisonneur und gelehrter Krieger wider seine Widersacher auf den Kampfplaz tritt, und sich an Materien wagt, deren man ohne ein gewisses Maaß von Gelehrsamkeit nicht recht mächtig werden kann. Auch die strengsten Kenner und Richter werden, glaube ich, mit mir darinn übereinstimmen, daß seine Abhandlung von der Entstehung der Negernschwärze viele neue, auf der Stelle gemachte Beobachtungen, und einzelne, gar nicht zu verwerfende Gedanken enthalte; seine größten

Freunde

Freunde aber konnten auch nicht läugnen, daß Bestimmtheit der Begriffe, Ordnung und Uebereinstimmung der Säze, Sorgfalt in der Prüfung derjenigen Faktorum, die zum Grunde gelegt werden, Wahrscheinlichkeit in Vermuthungen lauter Tugenden sind, die fast durchgehends in der Abhandlung fehlen. Seine Kenntniß der übrigen Erdtheile, der Völker- und Menschengeschichte, endlich des menschlichen Körpers waren zu eingeschränkt und zu sehr Stükwerk, als daß er nicht die lächerlichsten Fehler hätte begehen sollen. Er nimmt daher mehrmalen längst verworfene Sagen oder Mährgen als unläugbare Fakta an, und läugnet hingegen unwidersprechliche Erfahrungen als Träume und Erdichtungen ab. Ja er geht sogar in der Hize des Streits so weit, daß er darüber in Widersprüche mit sich selbst und seinen eigenen Raisonnements verfällt. So sucht er anfangs zu beweisen, daß das Nezhäutchen und das Korpus mukosum nicht schwarz in Negern

gern seyn könne; und in der Folge sezt er eben dieses, dessen Möglichkeit er fast geläugnet hatte, nicht allein als wahr voraus, sondern sucht auch die Verschiedenheit der Farbe des Nezhäutchens in verschiedenen Menschen und Völkern nach seiner Art zu erklären. Das merkwürdigste Beispiel aber von unglüklicher Vermuthung sowol, als offenbarem Widerspruche mit sich selbst findet sich in demjenigen Kapitel der Abhandlung, in welchem er den Zeitpunkt der Bevölkerung Nigritiens und die Abkunft der Negern zu bestimmen verspricht; ein Kapitel, das überdem noch fast nichts als eine langweilige Wiederholung des schon mehrmalen vorhergesagten ist. Am Ende dieses Absazes kommt es ihm gar nicht unwahrscheinlich vor, daß der ganze Abschnitt von Afrika, der zwischen den beiden Wendekreisen eingeschlossen ist, erst im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt von den Saracenen bevölkert worden, und daß eben diese Saracenen nach mehrern Zeugungen oder

Jahrhunderten durch die Macht des Klima, und der brennenden Sonnenstrahlen in Negern verwandelt worden seyn. Im ganzen übrigen Werke hingegen, und namentlich auch in diesem Kapitel, redet er von einer Vermischung der Saracenischen Eroberer mit den ursprünglichen Bewohnern Nigritiens, und wiederholt es oft, daß jene unter diesen ihre Religion, Sprache, Sitten, u. s. w. eingeführt, und sich endlich mit ihnen zu einem Volke vereinigt hätten. Ueber die Ungereimtheit der Vermuthung breite ich mich nicht weiter aus, weil man nur etwas von der Geschichte von Afrika, und dem großen Unterschiede der ursprünglichen Negern und der schwärzesten Mohren, in Ansehung ihres Körperbaus, der Religion, Sprache, Sitten und Gewohnheiten, wissen darf, um sie einer ernstlichen Widerlegung unwerth zu halten.

Wenn einer oder der andere meiner Leser mich fragen sollte: warum ich denn nicht sol-

che offenbare Ungereimtheiten, wie auch' diejenigen Nachrichten, die Demanet andern blos nacherzählt, aus der Uebersezung weggenommen, und nur die neuen eigenthümlichen Beobachtungen dieses Mannes, und seine richtigen oder wahrscheinlichen Gedanken und Muthmaßungen geliefert habe; so antworte ich auf den ersten Theil dieser Frage, daß man bisher noch keinem Uebersezer, oder Durchseher einer Uebersezung das Recht zugestanden habe, seinen Schriftsteller nach Wohlgefallen verstümmeln, und alle diejenigen Stellen, die er für lächerlich, oder unwahrscheinlich, oder ungereimt hält, ohne weitere Umstände vernichten zu können. Wenn das Publikum einmal eine solche unumschränkte Vollmacht ertheilte; so würde es ganz allein von dem Urtheil und der einseitigen Denkungsart eines jeden Abkürzers abhängig werden, der sehr oft Schönheiten für Fehler ansehen und als solche wegwischen, und wichtige Nachrichten oder wahrscheinliche Vermuthungen als unbe-

deutende

deutende Mährgen, oder lächerliche Grillen verwerfen könnte. Sichrer also fürs lesende Publikum ist es, sich ein jedes Werk, das der Uebersezung werth ist, mit allen seinen Mängeln wiedergeben zu lassen, als durch die Bevollmächtigung der Uebersezer zu Ausziehern sich selbst in Gefahr zu sezen, mit unwichtigen entbehrlichen Datis auch wichtige Fakta, mit einigen sonderbaren Einfällen brauchbare Bemerkungen einzubüßen. Der Vorredner wenigstens ist gegen alle Auszüge so mistrauisch, daß er, wenn er irgend ein Volk oder Land genau kennen lernen will, sich nie auch nicht mit den besten Sammlungen von Reisen befriedigt, sondern, wenn er sie anders haben kann, die von andern ausgezogene Schriftsteller selbst zu Rathe zieht.

So wenig aber der Verfasser dieses Aufsazes sich das Recht anmaßte, im Namen aller Leser das Schiksal dieser oder jener Stelle zu bestimmen, und allein nach seinem Gutdünken,

welche er wollte, beizubehalten, oder auszulassen; eben so wenig glaubt er, die Leser zu der Forderung berechtigt, oder sich selbst zu der Arbeit verbunden: blos der Bequemlichkeit der Gelehrtesten unter ihnen zu gefallen, aus dem ganzen Werke, so zu sagen, nur den Geist abzuziehen, und alles bekannte, was man aus ältern Reisebeschreibungen wußte oder erfahren konnte, verfliegen zu lassen? Eine solche Läuterung würde freilich eben keinen großen Aufwand von Lebensgeistern, aber einen viel größern von Zeit verlangen, als der Verfasser machen konnte und wollte. Man müßte nämlich nicht blos zwischen dem Demanet, und einem jeden seiner Vorgänger die sorgfältigste und genaueste Vergleichung anstellen, sondern auch die traurigen Reste eines jeden Kapitels, die nach der Absonderung fremder Nachrichten und Beobachtungen übrig bleiben würden, wieder zu vereinigen, und in zusammenhängende Ganze zu verbinden suchen. Ich würde gewiß den Wünschen der

Leser zuvorgekommen seyn, wenn der Abbe' Demanet alle Spolien auf einen einzigen Haufen zusammengetragen, und nicht mit seinen eigenen Gütern so sehr vermischt hätte, daß es vielleicht eben so viele Arbeit und Zeit kosten würde, beide von einander zu scheiden, als es ihn Mühe gekostet haben mag, sie zusammenzubringen und in einander zu treiben.

Eben der gerade unpartheiische Sinn aber, und eben die Gerechtigkeitsliebe, die den Vorredner bisher bewogen haben, ohne Zurükhaltung diejenigen Mängel zu entblößen, die er nach einer genauen Bekanntschaft und Prüfung in dem Werke des Demanet entdekt, oder zu entdeken geglaubt hat; eben diese machen es ihm auch jezo zur Pflicht, der Treue und Gewissenhaftigkeit dieses frommen und patriotischen Missionars das rühmlichste Zeugniß zu geben. Er kann (und welcher Sterblicher ist vor solchen Täuschungen sicher?) dann und wann etwas bemerkt zu haben glauben,

(z. B.

(z. B. Liebe der Negern zu den Franzosen, zur christlichen Religion, Haß gegen die Engländer,) was entweder gar nicht, oder nicht in dem Grade da war, blos weil ein geheimes, in dem Innersten seiner Seele verstektes Vorurtheil, oder eine Neigung, deren er sich selbst nicht bewußt wurde, ihn verleitete, es zu suchen und finden zu wollen. Er kann ferner manches nur halb, nur von einer Seite beobachtet haben, nicht weil ihm die Fähigkeit aufzumerken fehlte, sondern weil er schon alles beobachtet zu haben überzeugt war; endlich kann es ihm noch öftrer begegnet seyn, von Erscheinungen, die er richtig beobachtete, nicht die wahren Ursachen angegeben zu haben: allein in seiner ganzen Geschichte wird man, glaube ich, nicht eine einzige Veranlassung zu dem Verdachte finden, daß er wissentlich Dinge, die er nicht gesehen, erdichtet, oder Sachen, die er von andern nur gehört, für eigene Erfahrungen ausgegeben, oder auch wichtige Umstände aus eigenen

Beo-

Beobachtungen verschwiegen und unterdrükt hätte. Seine ganze Schreibart ist nicht die Sprache eines feinen Erdichters, oder eines verschmizten Betrügers, sondern die Sprache eines Mannes, der von dem, was er sagte, selbst auf das festeste überzeugt war. So sehr ich ihm aber traue, wenn er etwas selbst erfahren oder beobachtet zu haben versichert; so sehr bin ich auf meiner Hut, wenn er etwas von andern gehört zu haben vorgiebt. Er hatte nämlich nicht den scharfen, Herzen durchdringenden Blik, nicht die langsame mistrauische Behutsamkeit, die man besizen muß, um den Werth oder Unwerth von Zeugen, und die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit ihrer Aussagen zu bestimmen, und zu bewähren.

Dieser Beurtheilung der Demanetischen Geschichte des französischen Afrika will ich jezt noch ein Verzeichniß der Erdbeschreiber und Reisenden hinzufügen, die von eben den

Gegenden und Völkern, von denen Demanet redet, gehandelt haben.

Vom Lande der Negern, besonders den goldreichen Ländern im Innern von Afrika, z. B. dem Königreiche Tombût, finden sich schon viele und interessante Nachrichten im Nubischen Erdbeschreiber, und besonders in des sogenannten Leo Afrikanus bekannten Geographie von Afrika. Der lezte hatte die reichen Negerländer selbst bereist, und sich unstreitig eine genauere Kenntniß darinn erworben, als irgend ein Europäer nach ihm erhalten zu haben sich rühmen kann. Beider Nachrichten hat F. Moore, dessen Reisen ich sogleich anführen werde, gesammlet, ins Englische übersezt, und seiner Reisebeschreibung angehängt.

2. Gleich auf Leo den Afrikaner folgt Marmol in seinem Afrique de la Traduction de N. P. d'Ablancourt. à Paris 1667. Vol. in 4.

Marmol war zu Grenada geboren, und folgte als ein junger Mann Kaiser Karl V. auf seiner Unternehmung gegen die Stadt Tunis 1536. Er diente zwanzig Jahr in Afrika, wurde gefangen, blieb in dieser Gefangenschaft fast acht Jahre, und durchreiste während derselben nicht nur die ganze Barbarey, sondern auch Lybien bis an die Grenzen von Guinea, nach seiner Erlösung auch Aegypten. Nachdem er in sein Vaterland zurükgekehrt war, gab er seine schäzbare Beschreibung von Afrika in drey Bänden heraus, in denen aber nur weniges von Nigritien und Guinea vorkommt. Die einzigen Stellen, worinn er vom Lande der Negern handelt, sind im ersten Buch vom funfzehnten bis siebenzehnten Kapitel, und dann die ersten im neunten Buche, aus welchen aber so viel erhellet, daß die Reiche im innern Afrika zu seinen Zeiten viel blühender und kultivirter gewesen seyn müssen, als sie, den neuesten Sagen zufolge, seyn können.

3. Der

3. Der erste Seefahrende Europäer, der den Gambia, und die an seinen Ufern liegende Reiche beschrieben hat, ist Captain Richard Jobson. Er segelte 1620 aus England ab, blieb dieses und das folgende Jahr in Afrika, und gab 1623 seine in diesem Erdtheile gesammleten Beobachtungen unter folgendem Titel heraus: The Golden Trade, or a Discovery of the River Gamboa, and the Golden Trade of the Ethiopians: also the Commerce with a great Black Merchant, called Bucker Sano, and his Report of the Houses covened with Gold and others strange Obseruations, for the Good of our own Country. Set down by Richard Jobson. Lond. 1623. 166 Seiten. Außer diesem schrieb er noch ein Reisejournal unter dem Titel: A True Relation of Mr. Richard Jobson's Voyage, implayed by Sir W. St. John, knight, and others, for the Discovery of the Gamboa: in the Sion, a Ship of 200 Tons, Admiral,

ral, and the St. John, Vice-Admiral: in which they passed 960. Miles up the River in to the Continent. Das erste unter diesen beiden Werken ist mir nicht zu Gesicht gekommen; ich kenne es blos aus den Auszügen im Astley II. 174. u. f. und Purchass Pilgrinis II. 1567. Das Tagebuch ist niemals, so wie Jobson es geschrieben hatte, gedrukt worden. Purchaß, der es ganz vollständig besaß, hat blos einen kurzen Auszug daraus gemacht, und im zweiten Bande seiner Pilgrinis, S. 921-926 druken lassen. Jobson war ein guter Bemerker und ein treuer Erzähler; seine Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, der Religion der mahumedanischen Negern, wie auch seine Beobachtungen über die Thiere und Produkte des Landes stimmen auf das genaueste mit den umständlichern Erzählungen späterer Reisenden überein. Ungeachtet er selbst keine Wunder sah; so hörte er doch dergleichen und glaubte sie auch. Mit Gold gedekte Woh-

nungen

nungen, und Negern, die in der größten Vertraulichkeit mit dem Teufel lebten, muß man der ersten Hälfte des lezten Jahrhunderts zu gute halten.

Noch vor Jobson würde ich eines Holländers, Pieter van den Broecks, Reise nach dem grünen Vorgebirge und nach Rufiske angeführt haben, wenn nicht seine Nachrichten mehr einzelne Bemerkungen, als eine eigentliche Beschreibung desjenigen Theils von Afrika wären, den er auf seiner ersten ostindianischen Reise 1606 berührte. Sie füllen im vierten Bande des Recueil des Voyages qui ont servi à l'establissement et aux progrés de la Compagnie des Indes Orientales S. 289. nur fünf Seiten aus, und stellen einige Sitten und Gebräuche der Negern eben so dar, als sie von andern beschrieben werden. Auch er glaubte, daß die Negern allein den Teufel anbeteten und um Rath frügen. Während seines Aufenthalts in

Afrika soll die See ein achtzig Pfund schweres Stük Ambra ans Ufer geworfen haben, von welchem er selbst vier Pfund gekauft zu haben vorgiebt.

4. Der erste Franzose, der das französische Afrika beschrieben hat, war Claude Jannequin, Sieur de Rochefort, in seiner Voyage en Lybie, die 1643 zu Paris in Duodez auf 228 Seiten herausgekommen ist. Er reiste 1637 aus Frankreich nach dem Senegal ab, und kehrte 1639 wieder zurük. Ich habe diese Reisebeschreibung selbst nicht gesehen, sondern kann sie nur nach Auszügen beurtheilen, die Astley in seiner vortreflichen Collection of Voyages Vol. II. S. 20-27. davon gegeben hat. Diesem zufolge war Jannequin ein sehr nachläßiger Beobachter und ein mittelmäßiger Schriftsteller, der sein kleines Büchelgen fast ganz mit unerheblichen Kleinigkeiten ausgefüllt hat.

5. Wichtiger, wie wohl kürzer, ist die Reisebeschreibung eines Wundarztes Le Maire von den kanarischen Eilanden, dem grünen Vorgebirge, dem Senegal und Gambia. Sie ist 1695 zu Paris, und im folgenden Jahre zu London in einer englischen Uebersezung gedrukt worden, die 118 Seiten enthält. Ich habe weder das französische Original, noch die englische Uebersezung gesehen; sondern kann Le Maire's Nachrichten allein nach den Auszügen beurtheilen, die Astley II. S. 248, besser aber noch Osborne in seiner Collection of Voyages II. S. 598. u. f. daraus mitgetheilt haben. Le Maire reisete 1682 ab, und machte über die Einwohner von Afrika sowol, als über seine Produkte viele vortrefliche Beobachtungen, die Labat, und aus diesem Demanet gemacht haben.

6. Dieser Reisebeschreibung von Le Maire sind noch einige kurze Nachrichten von einem ungenannten Franzosen angehängt, der mit

Le

Le Maire zugleich in Afrika war, und ihn 1682 auf der Insel Goree antraf. Astley II. S. 115. und Osborne II. 620. geben sie in kurzen Auszügen, die fast ganz dieselbigen sind. Labat und Demanet haben aus den Bemerkungen dieses Ungenannten das meiste genommen, was sie von den Papels, der sonderbaren Königswahl, die unter diesen Negern gebräuchlich ist, endlich was sie von den Flüssen sagen, die vom Gambia südwärts fliessen.

7. In eben dem Jahre, in welchem Le Mairens Reisebeschreibung zu Paris gedrukt wurde, segelte ein gewisser T. Froger als Freiwilliger mit der Flotte von de Gennes ab, die aus sechs Schiffen bestand, Afrika berühren, und dann in die Südsee gehen sollte. Er beschreibt Goree, die Negern in dieser Gegend, und deren Gebräuche, endlich den Gambia, und das englische Fort Jaques, bey dessen Eroberung er gegenwärtig war, kurz, aber doch genau so, als andere vor und nach ihm gethan haben.

haben. Ich habe die Reisebeschreibung dieses Roger nicht selbst gesehen, sondern kenne sie nur aus dem Auszuge, den Osborne unter dem Titel: A Relation of Voyage made in the Years 1695. 1696. 1697. on the Coasts of Africa by a Squadron of French Men of War, under the Command of Ms. de Gennes. by the Sieur Froger, (Vol. II. p. 585.) davon gegeben hat.

8. Vor allen Beschreibungen des französischen Afrika, die ich bisher angeführt habe, verdient ohne alle Widerrede den Vorzug, die Nouvelle Relation de l'Afrique Occidentale par le P. J. P. Labat. à Paris 1728. 5 Bände in Duodez. Labat zog den größten Theil seines Werks aus den Nachrichten mehrerer Generaldirektoren zu Goree, besonders aber aus den Handschriften des Sieur André Brüe, der von 1697 an mehrere Jahre hintereinander Generaldirektor des französischen Afrika war, und eben diese Stelle auf das dringendste

Bitten

Bitte der Senegalkompagnie 1714 abermals annehmen mußte. Dieser Brüe war gewiß einer der fähigsten und redlichsten Männer, die je eine Handlungsgesellschaft in fremde Erdtheile gesandt hat. Während seines eilfjährigen Aufenthalts in Afrika brachte er die Sachen der Kompagnie wieder in Ordnung und Aufnahme, und unternahm auf dem Gambia, besonders aber auf dem Senegal die beschwerlichsten Reisen, nicht nur um den Handel der Franzosen zu erweitern, oder neue Faktoreien anzulegen, sondern auch selbst um für die Wissenschaften neue Entdekungen zu machen. Seine Beobachtungen, die Labat zum Grunde seiner Beschreibung von Afrika legte, übertreffen daher an Genauigkeit, Zuverläßigkeit und Zahl die Nachrichten aller vorhergehenden und nachfolgenden Reisebeschreiber dieser Gegenden. Zu bedauren ist es, daß Labat das, was er aus Brüens Handschriften nahm, nicht von dem, was er aus andern gedrukten und ungedrukten Beschreibun-

schreibungen zog, abgesondert, und jedesmal auf seine Quellen und Urkunden hingewiesen hat. Schon Astley klagt über diese Nachläßigkeit, die aber meiner Meinung nach dem Werth und der Zuverläßigkeit des Labatschen Werks wenig oder gar nichts benimmt. Labat nämlich ist nicht allein der angenehmste Erzähler unter allen Reisebeschreibern, die ich kenne, sondern auch, ungeachtet er ein Mönch war, einer der scharfsinnigsten Prüfer dessen, was er aus andern Schriftstellern nahm, oder nehmen mußte. Die Charten, womit dies Werk begleitet ist, sind von d'Anville gezeichnet, und (die von Aegypten von eben diesem Erdbeschreiber ausgenommen,) die besten, die man von irgend einem Theile von Afrika hat.

9. Der erste Europäer, oder wenigstens der erste Engländer, der von einer Gesellschaft

von

von Kaufleuten, freilich mehr zur Erweiterung des Handels, als der Erdbeschreibung und Menschenkenntniß, auf neue Entdekungen im Innern von Afrika ausgeschikt wurde, ist der Kapitain Bartholomew Stibbs. Sobald nämlich der Herzog von Chandos die Direktion der englischen afrikanischen Kompagnie im Jahre 1720 erhielt, vermochte er die Gesellschaft dahin, daß sie den eben genannten Stibbs mit noch einigen andern dazu erwählte, den Gambia so hoch, als es ihnen nur möglich seyn würde, hinaufzusteigen, um zu erfahren, ob er ein Arm des Nigers sey, und ob Goldminen sich an seinen Ufern fänden. Stibbs gieng daher im Jahr 1723 von England ab, und trat am 26sten December seine Reise mit fünf Kanoen an, die mit drey und funfzig Mann besezt waren. Er drang aber nur neun und funfzig englische Meilen oberhalb Barakonda vor, wo er durch Klippen und Felsenbänke aufgehalten wurde. Er ent-

dekte auf dieser ganzen Reise, von der man sich so vieles versprochen hatte, nichts, was man entweder nicht vorher schon wußte, oder was einer so kostbaren Unternehmung nur einigermaßen werth gewesen wäre. Sein Tagebuch steht in Moore's Travels von S. 175-223, und ist vielleicht das armseligste, was jemals geschrieben worden. Moore giebt uns die Nachricht, daß die ganze Expedition zu tief in die trokene Jahrszeit hinein unternommen wurde, daß Stibbs eben deswegen viele Schwierigkeiten fand, die sonst sehr leicht zu überwinden gewesen wären, und daß er eben deswegen aus Verdruß zu beweisen suchte, daß der Gambia kein Ausfluß des Nigers sey. Stibbs Gründe und Moore's Gegengründe stehen S. 224-229.

10. Wichtiger, als die zulezt angeführte Reisebeschreibung, sind die Travels into the inland

inland Parts of Africa containing a Description of the ſeveral Nations for the Space of ſix Hundred Miles up the River Gambia, u. ſ. w. by Francis Moore. 2te Ausg. London. S. 174. Francis Moore gieng als Schreiber im Jahr 1730 nach Fort James ab, wurde bald nachher Faktor, und kehrte im Jahr 1735 nach England zurük. Er war ein aufmerkſamer Beobachter, und ein gewiſſenhafter Erzähler, für welchen er von allen ſeinen Landsleuten erkannt wird. Er ſagt ſehr vieles über die Sitten, Lebensart, Nahrung, Religion und Regierungsform der Negern und Mohren, die an beiden Seiten des Gambia, beſonders am nördlichen Ufer wohnen, was man im Labat, und Demanet vergebens ſuchen wird. Der leztere muß ihn gar nicht gekannt haben, weil er ihn ſonſt ſo ungebraucht nicht gelaſſen hätte.

11. Die jüngste Beschreibung eines Theils des französischen Afrika ist die Voyage au Senegal des berühmten Adanson, die vor seiner Histoire Naturelle du Senegal (à Paris 1757 in 4.) steht. Wenn Adanson ein so großer Kenner und ein so aufmerksamer Beobachter von Menschen gewesen wäre, als er es von Muscheln, und andern Naturprodukten war; so würden wir vielleicht von ihm ein Werk erhalten haben, was uns alle oder doch die meisten vorhergehenden Reisebeschreibungen entbehrlich gemacht hätte. Allein so wie seine Nachrichten jezt sind, bestätigen sie unsere Kenntnisse mehr, als sie sie bereichern, und es bleiben nur wenige neue Nachrichten übrig, die dem Erdbeschreiber und Menschenforscher die Mühe belohnen, seine Voyage au Senegal durchgelesen zu haben.

Diese sind die mir bekannten Schriftsteller, die das französische Afrika ganz oder theilweise beschrieben haben. Ich führe weder Dappers Afrika, noch seinen Ausschreiber Agilby, noch die bekannten Sammlungen von Reisen an, weil sie alle nur mehr oder weniger gute und umständliche Auszüge aus den von mir kurz beurtheilten Reisebeschreibern gegeben haben.

Neue Geschichte
des
französischen Afrika.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Afrika.

Afrika, was die heilige sowol als weltliche Geschichte uns als einst so berühmt und blühend zeigt, kann gegenwärtig weiter nichts als einige traurige Denkmäler und Ueberbleibsel seiner vormaligen Größe aufweisen. Wahn und Irrthum haben ihren Siz darinn aufgeschlagen, und die Einwohner des größten Theils desselben folgen einem gottlosen und falschen Propheten nach. Die dürren und unbebauten Felder sind zu Wohnungen reissender Thiere geworden; Städte, Fleken und Dörfer sind samt ihren Bewohnern verschwunden; und was nach einer so großen Umwälzung übrig geblieben ist, ist der übrigen Welt fast gänzlich unbekannt. Man sieht keine Palläste, keine prächtige Häuser, und Wohnungen mehr; selbst die Spuren davon sind vertilgt worden. Es sind nur noch elende Dörfer da, deren Hütten von Stroh und Rohr zusammengesezt sind; und die Wohnungen der Könige unterscheiden sich fast durch nichts von denen der Unterthanen. Alle haben keine andere Bedekungen, als die die Natur ihnen

gab, wenn man einen kleinen Gürtel von Kattun ausnimmt, der ihren ganzen Anpuz ausmacht. Die übrigen Theile des Körpers aber sind völlig entblöst. Sie werden durch nichts in Schreken oder Staunen versezt, weil sie nichts zu verlieren haben. Reiß und Hirse, Fische und Wildpret, die sehr gemein sind, machen ihre einzige Nahrung aus. Sie sind als geborne Sklaven ihren unumschränkten Beherrschern unterworfen, die Herren über Leben und Tod sind, und ihr Schiksal mit einem einzigen Worte entscheiden können. Verdammt der König sie zum Tode, so werden sie auf der Stelle umgebracht; ohne weitere gerichtliche Untersuchungen, spricht der König ihr Urtheil nach den ihm mitgetheilten Nachrichten aus. Wenn sie aber den Tod nicht verdient haben; so verkauft man sie, wie Pferde, auf öffentlichem Markte. Mitten in den ungeheuren Schäzen, die die Erde ihnen in den Goldminen und andern Produkten anbietet, bleiben sie ungerührt; in der äußersten Dürftigkeit bekümmern sie sich um gar nichts. Trägheit, Tanz, und andere Zerstreuungen machen ihre ganze und höchste Glükseligkeit aus. Sie haben keine Möblen und Geräthe als ihre Waffen; und alles dieses Elendes ungeachtet sind sie doch ihren Königen treu.

Die Erdbeschreiber geben Afrika die Gestalt einer unregelmäßigen Piramide, deren gegen Norden gekehrte Basis von dem mittelländischen Meere bespühlt wird; da ein Theil der östlichen Seite vom rothen Meer, und das ganze übrige von dem südlichen und westlichen Ocean umfaßt ist. Seine Breite an beiden Seiten der Mittagslinie beträgt 70½ Grade. Man rechnet diese gewöhnlich von dem sogenannten Kap bon oder gutem Vorgebirge an der mittelländischen See, das unter dem 35sten Grade nördlicher Breite liegt, bis an das der guten Hoffnung, was eben so viele Grade südlicher Breite hat. Wenn man also zwanzig Meilen auf einen Grad rechnet; so muß man diesem Erdtheile von Norden gegen Süden eine Ausdehnung von 1410 Meilen geben. Seine Länge vom grünen Vorgebirge an der westlichen Seite bis an das Vorgebirge Guardafuy, an der Mündung des rothen Meers, beträgt 75 Grade, welche von Westen gegen Osten 1500 Meilen ausmachen. Hieraus sieht man, daß Afrika von der Mittagslinie in zween ohngefähr gleiche Theile zerschnitten wird, von denen der nördliche Theil bey weitem größer ist, als der südliche. Afrika ist ferner eine Halbinsel, die an das feste Land von Asien nur durch eine Erdzunge hängt, die ohngefähr 20 Meilen

lang

lang ist, und die Erdzunge von Suez von einer Stadt gleiches Namens benennt wird.

Die Mittagslinie, die Afrika fast in zwo gleiche Hälften zerlegt, geht zwischen der Insel St. Thomas, und dem Vorgebirge Lopez, oder dem Lande der Menschenfresser, dem Königreiche Makoko und dem Reiche Monoemugi durch, und theilt es in das nördliche und südliche ab. Jenes begreift sieben, dieses drey Länder in sich. Die sieben Länder des nördlichen Afrika sind die Barbarey, Nigritien, Guinea, Aegypten, Nubien, Habeßinien, und die Küste von Ajan.

Die Barbarey nimmt fast die ganze Küste des mittelländischen Meers ein; die Gebirge, die unter dem Namen des Berges Atlas bekannt sind, theilen sie in die eigentliche Barbarey, und Saara, oder die große Wüste ab. Die erstere enthält vier wichtige Staaten: das Reich der Scherifs, und die Republiken Algier, Tunis und Tripoli.

Das Reich der Scherifs besteht aus den drey Königreichen: Marokko, Fez, und Tafilet; das leztere liegt jenseits des Berges Atlas, am Eingange in die große Wüste. Die merkwürdigsten Städte darinn sind Marokko, der gewöhnliche Siz des Scherifs, und Fez, eine alte und ehemals schöne Stadt. An den Küsten des Königreichs

Fez

Fez liegt die Stadt Salee, deren Einwohner die gefährlichsten Seeräuber, und tödtliche Feinde aller Christen sind, welche leztere einen Theil ihrer Kräfte vereinigen sollten, um diese Seeungeheuer entweder zu zerstören, oder sich wenigstens gegen ihre Angriffe in Sicherheit zu sezen.

Die drey Staaten, Algier, Tunis, und Tripoli haben ihre Namen von den Hauptstädten, die alle drey an der Seeküste liegen, und nur von Seeräubern bewohnt werden, die auf dem mittelländischen Meere herumkreuzen, und die Küsten von Spanien und Italien verwüsten. Frankreich hat sie in einem gerechten Unwillen über ihre Freibeutereien dafür gestraft, und genöthigt, seine Küsten und Schiffe zu schonen. Alle drey Staaten haben dieselbige Verfassung: nämlich einen Dey, Bey, und Divan, oder einen Rath, der aus den vornehmsten Korsaren und Kaufleuten besteht. Das Volk in diesen Gegenden besteht aus vier Klassen. In die erste gehören die ursprünglichen oder ältesten Einwohner, die Berberen genannt werden: zur zweiten alle Möhren, die mit den Sarazenen hineingekommen sind, und die wichtigste Klasse ausmachen: zur dritten alle ruchlose Flüchtlinge aus Spanien, und eine Menge von anderem zusammen gelaufenen Gesindel, die aber die kühn-

sten und furchtbarsten Seeräuber abgeben: zur vierten endlich gehören die Nachkommen der Türken, die von dem berüchtigten Seeräuber Barbarossa hingebracht worden sind, und auch andere, die sich in spätern Zeiten von selbst in diese Städte begeben haben. Alle drey Staaten also sind ursprünglich aus Herumstreichern, Flüchtlingen, und den ausgeworfenen Missethätern aller Länder zusammengesezt.

Derjenige Theil, welcher jenseits des Berges Atlas liegt, ist gleichsam ein Meer von brennendem Sande, wohin sich die Berberen, und verschiedene Stämme von Mohren gezogen haben, die in diesen Wüsten herumirren, und ihre Zelter da aufschlagen, wo sie einige Weide für ihre Heerden finden. Hierinn liegt der Grund, warum sie nicht lange an einem Orte bleiben.

Nigritien, der eigentliche Wohnsiz der wahren Schwarzen, liegt im Innern des Landes längst dem Niger her, den die Europäer seit zwey Jahrhunderten Senegal genannt haben. Die Ursache dieser Benennung war folgende; als die Europäer die Mündung dieses Stroms zuerst erreichten, und einige Schiffer, die sie antrafen, nach seinem Namen frugen, antwortete einer von diesen, welcher glaubte, daß man seinen Namen wissen wolle,

Sene-

Senega, welches die Europäer für den Namen des Flusses hielten. Hieraus hat sich in der Folge der Name Senegal gebildet, den man noch heutiges Tages diesem Flusse giebt. Die Mohren hingegen, die mehrere Theile seines nördlichen Ufers besuchen, nennen ihn in ihrer Sprache Hued Nigar, welches so viel als schwarzer Strom bedeutet.

Nigritien und Guinea schliessen die französischen Besizungen in Afrika in sich. Das leztere läuft am atlantischen Meere von dem Ausflusse des Senegal bis an das Vorgebirge Lopez herunter. Deswegen verschiebe ich die Beschreibung davon bis auf den Abschnitt vom französischen Afrika.

Aegypten, dies in der Geschichte so berühmte Land, das ehemals durch das hohe Alterthum und die Macht seines Reichs, durch die Güte, und Gelindigkeit seiner Regierung, durch die Wissenschaften seiner Einwohner, und durch die Strenge seiner Einsiedler dem ganzen übrigen Afrika einen Glanz gab, zeigt jezo fast nichts mehr von seiner vormaligen Pracht. Seine noch immer großen Trümmer sind unter der Herrschaft der Türken, und seine unglüklichen Bewohner, versunken in Irthum und Unwissenheit, der übrigen Erde unbekannt. So schreklich sind die Wirkungen einer Religion,

die

die Unwissenheit und Verderbniß der Sitten zum Grundsaz hat. Aegypten wird von Süden gegen Norden vom Nil durchströmt, dessen periodische Ueberschwemmungen einem Lande Fruchtbarkeit mittheilen, das vormals die Kornkammer von Europa war. Die Hauptstadt ist Groß-Kairo, nahe am Nil auf den Ruinen von Memphis und Babylon erbaut. Andere bekannte Städte sind Alexandrien, und Damiette, beide Häfen an der mittelländischen See. Die Mahumedanische Religion ist die herrschende im Lande; die darinn wohnende Christen werden Kopten genannt. Uebrigens ist Aegypten jezo eben so Menschenleer, als es ehemals bevölkert war.

Nubien, was Aegypten gegen Süden, und jenseits der Nilfälle liegt, ist oft mit Aethiopien verwechselt worden. Es ist jezt in zwey Königreiche getheilt, deren Hauptstädte an den Ufern des Nils erbauet sind. Die eine ist Sennar, und die andere Dongala. Die christliche Religion blühte während einer langen Reihe von Jahrhunderten in Nubien, sie ist aber allmählich und besonders im funfzehnten Jahrhundert durch die Mahumedanische eingeschränkt und verdrängt worden.

Habeßinien war ehemals unter dem allgemeinen Namen von Aethiopien bekannt, wovon es

jezt

jezt den wichtigsten Theil ausmacht. Dieses Land ist von weitläuftigem Umfange; seine Einwohner sind groß, stark, fähig und sehr ausgebildet. Sie sind Christen, aber größtentheils abtrünnige, die unter einer ungeheuern Zahl von müßigen Mönchen leben, welche leztere ihren Unterhalt in der Fruchtbarkeit des Landes finden. Ihr Beherrscher ist ganz unumschränkt. Aethiopien hat wenig Städte; die Wohnungen und Klöster liegen auf den häufigen Bergen und Hügeln zerstreut. Der Reichthum des Bodens erhält die Aethiopier in einer beständigen Trägheit und Unthätigkeit. Die südlichen Provinzen werden oft durch die Gallen, ein menschenfressendes Volk, verwüstet, das ein ewiger Feind der Aethiopier und ihrer Religion ist. Jene leben mit diesen in einem unaufhörlichen Kriege, und üben gegen sie alle Arten von Grausamkeiten aus, deren sie nur fähig sind.

Die Küsten von Ajan sind diejenige Gegend, die den östlichen Winkel von Afrika am Eingange ins rothe Meer ausmachen. Es finden sich verschiedene Staaten darinn, worunter das Königreich Adel der wichtigste ist. Dieses Reich ist mahumedanisch, und läßt keine andere Religion zu. Dies sind im allgemeinen die Theile des nördlichen

Afrika;

Afrika; ich gehe jezt zum südlichen, und zu den Inseln fort.

Der südliche Theil von Afrika war den Alten nur unter dem Namen von Nieder-Aethiopien bekannt. Jezt theilt man es in drey große Königreiche: Kongo, die Küsten von Zanguebar, und das Kaffernland ab, und begreift darunter sowol die Küsten, als die innern Gegenden des festen Landes.

Kongo ist ein mächtiges, aber nur wenig aufgeklärtes Reich. Es liegt längst den westlichen Küsten von Afrika, vom Kap Lopez bis an's schwarze Vorgebirge hinunter. Man kann es in vier große Königreiche abtheilen, die von dem Kaiser von Kongo entweder noch jezo abhängen, oder doch vormals abhängig gewesen sind. Diese sind Loango, gegen Norden von Kongo, das eigentliche Kongo, Angola, und Benguela, unter denen Kongo das mächtigste ist, und einen Kaiser hat, dessen gewöhnlicher Wohnsiz San-Salvador ist. Man ist den Portugiesen die Bekehrung dieses Reichs zum christlichen Glauben schuldig. Diese Bekehrer von Kongo haben einen Bischof, der zu St. Thomas, das gerade unter der Mittagslinie liegt, seinen Siz hat. Unter den Niederlagen in diesem Theile von Afrika sind vorzüglich zwo merkwür-

dig:

dig; die von St. Paul de Loanda im Königreiche Angola, und die von St. Philipp in Benguela. Diese Niederlagen sind wegen des großen Handels merkwürdig, der in diesen Gegenden getrieben werden könnte, und es würde eine eigene Geschichte erfordern, wenn man alle Umstände von den verschiedenen Zweigen desselben erzählen wollte.

Zanguebar, an der östlichen Küste von Afrika, schließt mehrere kleine Königreiche in sich, in denen die Portugiesen gleichfalls verschiedene Niederlagen haben, unter denen die wichtigsten die zu Mozambike, Quiloa, Mombaza, und Sofala sind, aus denen sie eine außerordentliche Menge von Gold und Elfenbein ziehen. Wenn die Portugiesen Menschen genug hätten, um den Handel, der in diesen Faktoreien getrieben werden könnte, recht geltend zu machen; so würden sie unermeßlich dabey gewinnen, da das Land herrlich, und an Goldminen reich ist, da endlich die Einwohner größtentheils Christen, und also den Europäern gewogen sind.

Das Land der Kaffern, das in seinem ungeheuren Umfange alles innere Land bis an Nigritien und das Vorgebirge der guten Hoffnung in sich schließt, wird von einer großen Menge von Völkern bewohnt, die größtentheils wild, grausam, und

Men-

Menschenfresser sind, wie die in Makoko, Gingiro, und die Jager. Die übrigen sind weniger wild, wie die Einwohner von Monoemugi, und Monomotapa, beide mächtige und durch ihre Goldminen reiche Länder. Die Kaffern, die an den Küsten wohnen, z. B. die Hottentotten, sind im höchsten Grade faul, schmuzig, dumm, und können kaum einige artikulirte Töne hervorbringen, um sich unter einander zu verstehen. Diesem ist kein anderes Volk an Trägheit und Faullenzerey gleich. Nur allein brennender Durst und Hunger kann sie in Bewegung sezen, um sich selbst die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Sie fressen, gleich den wilden Thieren, das Fleisch roh und blutig; selbst Menschenfleisch schluken sie mit Begierde hinunter, und eben dieser Wildheit wegen kann man mit diesen Ungeheuern nicht umgehen und handeln. Die Holländer haben am Vorgebirge der guten Hoffnung eine beträchtliche Niederlage, und hier sind die Eingebornen auch weniger wild, als anderswo. So ist Afrika im allgemeinen beschaffen; ich will jezt die Inseln genauer untersuchen, die mit meinem Gegenstande näher verwandt sind.

Zweites

Zweites Kapitel.

Von den bewohnten Inseln, die zu Afrika gehören.

Die bewohnten Inseln von Afrika zerfallen in zwo Klassen: nämlich in diejenigen, die sich in dem großen Ocean, und in die übrigen, die sich im indischen Meere finden. Zu den erstern gehören die azorischen Inseln, die zwischen dem 38sten und 40sten Grad nördlicher Breite, und dem 348sten und 352sten Grad der Länge liegen. Sie sind ohngefähr nur 300 Meilen von den spanischen, und 120 von den afrikanischen Küsten entfernt. Gewisse Erdbeschreiber wollten sie zu Amerika schlagen, das ungeheuer weit davon entfernt ist; allein Afrika und Europa haben sich mit Recht dieser Schenkung widersezt, und sie sind daher dem erstern geblieben.

Dieser Inseln sind der Zahl nach neun, Tercera, St. Michael, Fayal, St. Marie, St. Georg, la Graziosa, Pik, Flores, und Korvo. Die Niederländer rühmen sich, sie zuerst entdekt, und sich darinn niedergelassen zu haben; und eben, um dieses wahre, oder eingebildete Recht zu erhalten, nennen sie diese Inseln in ihren Charten die niederländischen. Allein die Portugiesen haben durch den Besiz ein gegründeteres Recht darauf, dessen

sie seit 1449 geniessen, in welchem Jahre sie für den König von Portugal durch Gonzalvo Velho entdeckt wurden. Dieser schikte Kolonien hin, welche die Inseln bevölkert haben, und einen nicht unbeträchtlichen Handel treiben.

Diese Inseln wurden Azores von der ungeheuren Menge von Sperbern genannt, die man antraf, als man sich zuerst auf ihnen niederließ. Sie werden durch königliche Bediente regiert, die nur den Namen von Majoren tragen, den auf Tercera ausgenommen, der den Titel eines Gouverneurs führt. Man giebt dieser Insel 7 Meilen im Durchschnitte und 21 Meilen im Umfange. Sie ist sehr fruchtbar und bevölkert. Die Hauptstadt darauf ist Angra, welches so viel als offenen Hafen bedeutet. Sie ist der Siz eines Bischofs, der unter dem Erzbischofe von Lißbon steht. Sie hat fünf Kirchspiele, unter denen das Kirchspiel St. Salvador das wichtigste ist: ferner vier Mönchsklöster, die den Augustinern, Franciskanern, Barfüßern, und Jesuiten gehören, und endlich vier Nonnenklöster. Die Gerichtsbarkeit des Bischofs erstrekt sich über alle Inseln, wie das Tribunal der Inquisition.

Ich bemerke im Vorbeigehen, daß die Könige Dom Anton, Philipp der Zweite, König von

Spanien

Spanien und Portugal und endlich Dom Juan einige reiche und mächtige bürgerliche Familien in den Adelstand erhoben haben, um sie sich selbst desto mehr zu verbinden. Aber eben dieser Adel hat sie den Handel und den Bau ihrer Felder vernachläßigen machen, welche Beschäftigungen sie desjenigen Standes unwürdig halten, in welchen sie durch ihre Fürsten erhoben worden. Diese Familien haben daher jezo auch mehr Adel, als Vermögen: sie heirathen niemals unter und außer ihrem Stande; und wenn sie ihre Kinder nicht ihrer Geburt gemäß verheirathen können, so suchen sie sie dahin zu bringen, daß sie den geistlichen Stand ergreifen.

La Praya ist ein ansehnlicher Fleken, vier Meilen von Angra. In der Kirche dieses Orts glaubt man den Palmenzweig zu besizen, den der heilige Evangelist Johannes bey der Beerdigung der heiligen Maria getragen haben soll. — St. Sebastian ist ein anderes Dorf dieser Insel, von der man sagt, daß sie 20000 Kommunikanten in sich schließt.

Man kann auf dieser Insel an zween Orten landen, nämlich vor Angra und Praya; dies sind aber Raden, die den Winden sehr ausgesezt, und vom Oktober bis zum Februar unsicher sind. Die

Stadt ist gut gebaut, und hat gerade Straßen. Die Hize des Klima ist ein scheinbarer Vorwand, die Armuth der Einwohner zu deken, weil sie ihnen nicht erlaubt, großen Aufwand in Möblen zu machen.

Die Insel Tercera bringt viel Getraide, und wenig Wein hervor; sie ist sehr reich an Hornvieh, Schaafen, zahmen und wilden Geflügel, an Fischen und allen Arten von Früchten.

Die Insel Fayal hat nur eine Stadt gleiches Namens, mit drey Kirchspielen und vier Klöstern. Man zählt 5000 Kommunikanten auf der ganzen Insel, die durch einen Officier (Capitaine major) regiert wird. Das Fort hat einen besondern Kommendanten mit einer mittelmäßigen Besazung. Diese Insel zeugt keinen Wein, und der, den man unter dem Namen des Fayalweins verführt, kommt nicht von dieser Insel, sondern von der Insel Pik, die nur vier Meilen von Fayal liegt, und wo alle Einwohner der lezten Landhäuser haben. Diese Insel, die man nicht mit Pik de Teneriffa, einem der kanarischen Eilande verwechseln muß, hat keinen merkwürdigen Ort; ihr Boden ist troken, steinigt, und sehr geschikt, guten Wein hervor zu bringen. Man giebt dieser Insel eine Länge von 12 Meilen von Osten gegen Westen,

bey einer viel geringern und ungleichen Breite. Sie liefert einen großen Vorrath des herrlichsten Weins.

Die Insel St. Georg liegt zwischen Fayal und La Gracieuse, und hat einen Ueberfluß an Wein, und Vieh von allerley Art.

Die Insel St. Michael ist die östlichste von allen Azoren; sie hat 32 Meilen im Umfange, und ist von Tercera gegen Ost-Nordost um 28 Meilen entfernt. Der beträchtlichste Fleken dieser Insel heißt Punta Delgada, der ein kleines mit Kanonen beseztes Fort, aber ohne königliche Besazung hat. Außerdem sind noch verschiedene Fleken über die Insel zerstreut, die sieben bis acht tausend Einwohner fassen. Die Insel ist übrigens sehr fruchtbar an Wein, Getreide und Flachs.

La Gracieuse liegt Tercera 15 Meilen gegen Norden. Sie hat nur 10 bis 12 Meilen im Umfange, ist sehr bevölkert, und hat einen guten, fetten, wohlgewässerten Boden. Ihr Anblik ist reizend, und dieser Schönheit hat sie auch ihren Namen zu danken. Die Luft ist hier gesunder und frischer, als auf den übrigen Inseln. Sie führt Wein, Getreide, Gerste, Hirse, Flachs, und Früchte in großer Menge aus.

Die

Die Inseln Flores und Korvo sind die westlichsten unter den Azoren, und wenig bewohnt. Sie bringen aber doch so viel Wein, Getraide und Vieh hervor, als die Einwohner zu ihrem Unterhalt brauchen. Ihr Handel besteht in Brenn- und Bauholz, vorzüglich in Cedern, die sich auf dieser Insel von einer außerordentlichen Größe und Dike finden.

Die widrigen und gefährlichen Winde in den Häfen von Fayal sind der Nord Ost- Ost- und Süd-Ost Wind, die beiden leztern am meisten: In Tercera der Nordost, Ost, und Südost, vorzüglich der leztere: Auf St. Michael ist der Südwind der gefährlichste.

Die Inseln Madera nnd Porto-Santo, die den Kanarischen gegen Norden liegen, sind unter dem 32sten Grad N. B. und dem 358sten Grad der Länge. Die erstere ist die größte unter allen Inseln des nördlichen Afrika, sehr bevölkert, gut bebaut, hat viele Fleken und Dörfer, und schließt mehr als 25000 Kommunikanten in sich. Sie hat einen Ueberfluß an einem herrlichen Wein von bekannter Güte, den sie in großer Menge in alle Theile der Erde verkauft, weil er durch das Verfahren nicht allein nichts verliert, sondern noch veredelt wird. Madera gehört, wie Porto-Santo,

die

die 7 oder 8 Meilen davon entfernt ist, dem Könige von Portugall.

Der kanarischen Eilande sind sieben: nämlich Ferro, durch den unser erster Meridian geht; Teneriffa, die der erste Meridian der Holländer durchschneidet, Palma, Gomera, die große Kanarien-Insel, von der die übrigen den Namen haben, Fortaventura, und Lancelot. Sie gehören alle den Spaniern, und sind durch einen französischen Edelmann Lancelot entdekt worden. Sie liegen unter dem 30sten Grad der Breite, und dem 360sten der Länge. Sie haben einen Ueberfluß an Wein von vorzüglicher Güte, und an allem, was zum Leben nothwendig ist.

Die Inseln des grünen Vorgebirges, welches die westlichste Spize von Afrika ist, liegen unter 14° und 42'. N. B. und am dritten Grade der Länge, wenn man von Ferro, dem westlichsten der kanarischen Eilande, zu rechnen anfängt. Es sind ihrer zehn: die Insel des heiligen Antonius, St. Lucia, die Salzinsel, St. Vincent, Buona Vista, Feuerinsel, Maya, St. Jago, und Brava. Die Menge von stets grünenden Bäumen, womit dies Vorgebirge sowohl, als die Inseln bedekt sind, haben dem ersten den Namen des grünen, zum Unterschiede von andern Erdspizen, gegeben, die gewöhnlich

wöhnlich dürre, und aller grünen Bekleidung beraubt sind.

Die Portugiesen, die den Franzosen folgten, haben es im Jahre 1440 zuerst umsegelt. Sie haben mit dieser Expedition, als mit einer höchst kühnen Unternehmung geprahlt. Sie war es unstreitig für so unerfahrne Seeleute, als die Portugiesen damals noch waren. Allein sie war auch nur eine Kleinigkeit für die Seefahrer der Normandie, die an den entferntesten Küsten von Afrika sich ein ganzes Jahrhundert früher niederliessen, als die Portugiesen wußten, daß es ein grünes Vorgebirge gebe. Die leztern sind unterdessen die Besizer dieser Inseln, wie der von St. Thomas, und einiger andern, die nicht weit davon entfernt sind, und nahe an der Mittagslinie liegen. Nur St. Helena gehört den Engelländern.

Die erste unter den afrikanischen Inseln im indischen Meere ist Madagaskar, die sehr groß, und von verschiedenen Völkern bewohnt ist, die alle ihre eigene Könige, Sitten und Religionen haben, übrigens aber friedlich mit einander leben, und sich nur selten bekriegen. Die Insel Bourbon gehört Frankreich: die von Komora aber haben einen eigenen König. Auf diesen hat sich bisher keine Nation niedergelassen, weil sie gar nichts

wichtiges

wichtiges für den Handel hervorbringen. Die übrigen Inseln sind unbewohnt.

Drittes Kapitel.

Beschreibung des französischen Afrika, mit geographischen und astronomischen Bemerkungen über diesen Theil begleitet.

Vergebens suchen die Spanier und Portugiesen sich einander die Entdekung dieses Theils der Erde streitig zu machen. Die normandischen Schiffer, besonders die von Dieppe, hatten die Küsten von Afrika fast schon ein Jahrhundert besucht, ehe die Portugiesen einmal daran dachten, ihr Vaterland zu verlassen, um neue Länder zu entdeken. Es ist bewiesen, daß jene gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Niederlagen, und einen regelmäßigen Handel zu Rufiske, drey Meilen von Gorea, hatten, und daß sie, vom Jahre 1364 an, ihren Handel bis über den Fluß Sierra Lionna ausbreiteten. Dies bezeugen die Annalen der Normandie.

Die Bewohner dieser Provinz liessen sich freilich nicht auf einmal an diesem Orte nieder, ohne die Küsten vorher untersucht, und mit den Eingebornen des Landes Bündnisse gemacht zu haben. Man weiß es sogar gewiß, daß die Einwohner

wohner von Dieppe sich zu ihrem Handel an den Küsten von Afrika mehrere Kaufleute aus Rouen, im Jahre 1365 zugesellt haben. Im folgenden Jahre sahe man die Wirkungen dieser Handlungsgesellschaft; sie rüstete eine gewisse Zahl von Schiffen aus, verbreitete ihren Handel längst den Küsten hin, und legte in gewissen Entfernungen Faktoreien an, um ihre Bediente und Waaren in Sicherheit zu bringen. Nachdem sie ihre Niederlagen am Niger, Gambia und zu Rufiske vermehrt hatte; machte sie neue am Sierra Lionna, und an der Küste von Malaguette, wovon die eine klein Paris, die andere klein Dieppe wegen der beträchtlichen Dörfer genannt wurde, die in der Nachbarschaft ihrer Faktoreien entstanden waren. Endlich bauete sie im Jahre 1382 das Fort, Goldmine genannt, an der Küste von Guinea, wie die zu Akora, Kormentin, und an andern Oertern, die ihr unermeßliche Reichthümer einbrachten. Diese würden unstreitig immer zugenommen haben, je mehr sie die Küsten hinab, und in das Innere des Landes hineingedrungen wären, wenn nicht die ganze Gesellschaft durch die bürgerlichen Kriege im Jahre 1392 wäre zerstöret worden. Dies Unglük traf den ganzen afrikanischen Handel, der von diesem traurigen Zeitpunkte an,

allmählig

allmählig zu sinken anfieng. Der Tod und Verfall einiger Glieder der Gesellschaft, und der Reichthum anderer, die es dem Adel nachthun wollten, gaben ihm den lezten Stoß, und so gieng der berühmte Handel der Gesellschaft in der Normandie unter, die von allen ihren Besizungen nur allein die Niederlage am Niger, den man nachher Senegal genannt hat, übrig behielt, worinn sie ihre Bediente bis ins Jahr 1664 hatte, um welche Zeit sie genöthigt wurde, ihre Faktorey einer neuen Gesellschaft abzutreten, die unter dem Namen einer westindischen Kompagnie durch ein Edikt des Königs vom März 1664 errichtet, und mit dem ausschliessenden Rechte beschenkt wurde, vom weissen Vorgebirge bis an das der guten Hoffnung einen ausschliessenden Handel zu treiben.

Alles vereinigte sich zum Vortheil dieser Gesellschaft. Die besondere Aufmerksamkeit des Ministeriums, der Schuz des Königs, die Unterstüzung mit allen nothwendigen Hülfsmitteln, versprachen einen Fortgang des Handels, der Ueberfluß, und Reichthum durch ganz Frankreich hätte verbreiten müssen. Allein die Mitglieder, die ihre Kräfte nicht genug geprüft hatten, umfaßten und unternahmen mehr, als sie erhalten und ausführen konnten. Sie allein wollten den ganzen Handel

der

der Nation treiben; nicht zufrieden mit dem nach Amerika, der allein schon mehr als hinreichte, sie ganz zu beschäftigen, baten sie um die Erlaubniß, und erhielten sie auch, mit Ausschliessung aller übrigen, ganz allein zwischen dem Amazonenflusse und dem Oronoko, in den Antillen, in Neu-Frankreich, in Akadien, in der Hudsons Bay, und an andern Orten handeln zu dürfen. Damit aber nichts fehlte, ihre ungeheuren Entwürfe scheitern zu machen, riß sie auch den Handel an sich, den die alte Gesellschaft in der Normandie an den Ufern des Senegal trieb, und den sie der westindischen Kompagnie vermöge eines Kontrakts vom 28sten Nov. 1664 abtreten mußte.

Schon in den ersten acht Jahren ließ diese Handlungsgesellschaft, die fast zu sehr beschäftigt war, den afrikanischen Handel so sehr sinken, daß der König sie im Jahre 1672 nöthigte, alles, was sie in Afrika hatte, abzutreten, um dem gänzlichen Untergange des Handels vorzubeugen, den die Franzosen, drey Jahrhunderte durch, an den Küsten von Afrika geführt hatten. Sie verkaufte daher auch wirklich am 8ten Nov. 1673 alle ihre Besizungen in diesem Erdtheile an einzelne Kaufleute. Weil aber diese neue Kompagnie merkte, daß ihr Handel auf dem Senegal, und in den benachbarten Gegenden durch die Faktoreien und Forts einge-

schränkt

schränkt würde, die die Holländer zu Arguin, nahe am weißen, und auf der Insel Gorea nahe beim grünen Vorgebirge hatten; so erflehte sie den Beistand ihres Königs, der auch dem Grafen d'Estre'es, damals Viceadmiral und nachher Marschall von Frankreich, den Befehl gab, sich des Forts auf der Insel Gorea zu bemächtigen, welchen Befehl er auch am 1sten Nov. 1677 ausführte. Zugleich rüstete die Kompagnie ein eigenes kleines Geschwader unter dem Kommando des Sieur Ducasse aus, der auch im folgenden Jahre am 30sten August das Fort Arguin wegnahm. Da nachher diese Pläze im Nimwegischen Frieden dem Könige von Frankreich abgetreten wurden; so überließ er sie der Kompagnie, die so vortheilhafte Verträge mit den Königen des Landes machte, daß ihr darinn das Eigenthumsrecht der ganzen Küste, vom grünen Vorgebirge an bis an den Fluß Gambia, abgetreten wurde: eine Streke Landes, die 50 Meilen längst der Küste, und 6 Meilen ins Land hinein beträgt. Vermöge dieses Vergleichs, und der gerechten Eroberungen unsers Königs, hat Frankreich bisher das Recht des ausschliessenden Handels an diesen Küsten besessen, und alle fremde Schiffe für gute Prisen erklärt, die sich in diesen Gegenden im Handel haben betreffen lassen.

Das

Das französische Afrika hat seit mehrern Jahrhunderten auf der einen Seite das weiße Vorgebirge, das unter 20 Grad 30 M. nördlicher Breite liegt, und auf der andern Seite den Fluß Sierra Lionna zu Gränzen gehabt, dessen Mündung sich unter $7\frac{1}{2}$ Grad N. B. findet. Dies waren die Gränzen des französischen Handels an den Küsten von Afrika, wie sie durch einen Schluß des königlichen Staatsrath vom 6ten Jenner 1685 bestimmt wurden. Sie schlossen eine Streke von 12 Graden Breite in sich, die wiederum 240 Meilen, 20 auf einen Grad gerechnet, ausmachten. Man würde weit mehr herausbringen, wenn man alle Vorgebirge, Bayen, Ankergründe, und Krümmungen der Küste mitrechnen wollte.

Die französische Nation, oder deren verschiedene afrikanische Kompagnien haben in dieser ganzen Streke von Küsten, auf den Inseln, an den Flüssen, und im Innern des Landes viele Niederlagen gehabt. Sie haben allenthalben einen freien und ununterbrochenen Handel, an den meisten Oertern mit Ausschliessung aller übrigen Völker geführt. Sie haben Festungswerke und Komptoire zur Sicherheit des Handels angelegt, und sonst noch beträchtliche Erwerbungen längst der Küste gemacht, wo die Franzosen auf ihrem eigenen Grund

und

und Boden handeln. Weil nun diese Küsten den Hauptgegenstand dieses Werks ausmachen, und für die Nation wegen ihres Handels die wichtigsten sind; so habe ich es für nöthig gehalten, sie in ihre Haupttheile zu zerlegen, um die verschiedenen Gegenstände nicht zu verwirren, die sich auf einen jeden einzelnen Theil, entweder wegen des Handels, oder der Niederlagen, oder der sie von einander sondernden Flüsse beziehen, — Gegenstände, die eine große Umständlichkeit erfordern, um davon eine vollkommene Kenntniß zu geben, die theils für die Schiffarth auf diesen Strömen, theils für den Handel in den benachbarten Pläzen vortheilhaft seyn wird. Um nun in die Beschreibung des französischen Afrika eine genaue Ordnung zu bringen, will ich mit dem westlichen Theile der Insel Arguin und dem Fort Portendik anfangen, und mit dem östlichen Theile aufhören, den man in den diesem Bande hinzugefügten Charten genau abgetheilt finden wird.

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Insel Arguin, des Forts Portendik, und ihres Handels.

Die Insel Arguin, die dem ganzen Meerbusen den Namen giebt, in dessen Grunde sie

liegt,

liegt, ist vom weißen Vorgebirge etwa 16 oder 18 Meilen entfernt. Sie liegt unter 20 Grad 30 M. nördlicher Breite, und 360 Grad der Länge. Sie ist nur anderthalb Meilen von Norden gegen Süden lang, und eine Meile von Osten gegen Westen breit, und etwa eben so weit vom festen Lande von Afrika entfernt. Gegen Westen hat sie zwo Inseln zu Nachbarinnen, die etwa eine Meile lang, und ein Drittel einer Meile breit sind. Sie sind dürre, ohne Holz, und liegen von Arguin etwa nur um einen Büchsenschuß entfernt.

An die Insel Arguin kann man allenthalben mit Schaloupen anlanden: am leichtesten aber doch an ihrer südlichen Spize. Fahrzeuge, die nicht tiefer als 10 oder 12 Fuß gehen, können sich ihr bis auf einen Büchsenschuß nähern; und alsdann findet man einen Kanal zwischen der Insel und dem festen Lande, worinn eine Fregatte von 20 Kanonen fahren, segeln, und unter dem Fort ankern kann. Dies Fort liegt auf der Spize eines steilen abgeschnittenen Felsen, und ist vorn 400 Toisen breit; seine Mauern sind von gebakkenen Steinen aufgeführt, 4 Fuß dik und 35 Fuß hoch. Es hat ferner zween Thürme, die durch eine Kurtine verbunden sind, in deren Mitte sich eine Thüre findet, die durch einen guten Graben und ein kleines

Mauer-

Mauerwerk mit vier Schießlöchern vertheidigt wird. Außerdem finden sich noch 14 solcher Schießlöcher in der Kurtine, aus denen man alle Seiten des Forts bestreichen kann. Das übrige der Befestigung wird vom Meer bespült, und ist mit einer Menge von Schießlöchern durchbrochen.

Die Insel, oder vielmehr die Bay Arguin erstrekt sich bis an das weisse Vorgebirge an der westlichen Küste von Afrika, das denen aus der See kommenden schwer zu erkennen ist; dieses Kap endigt sich in eine lange, niedrige, nakte, von allem Grün, Gehölze, oder andern Merkmalen entblößte Erdspize. Die weiße Farbe ihres dürren und verbrannten Bodens ist die Ursache ihrer Benennung. Das Vorgebirge Cirie, bey der Mündung des Flusses Saint Jean, begränzt die Insel gegen Süden. Diese beiden Kaps sind von einander ohngefähr 40 Meilen entfernt, und würden zwischen sich eine große Oeffnung lassen, wenn diese nicht wieder durch eine Bank geschlossen würde, die 25 Meilen in der Länge, und 3 Meilen in der Breite hat. Auf dieser Bank ist die See immer sehr hoch und unruhig, und selbst mittelmässige Schiffe wagen es nicht, über sie wegzufahren. Glüklicherweise ist noch eine Durchfahrt zwischen Kap Blank, und der nördlichsten Spize dieser

Sandbank, die wenigstens 4 Meilen breit ist, und 12 bis 14 Faden Wasser bis an die Bucht hat, wo nur 6 bis 7 Faden mehr sind, die noch immerfort allmählig bis an die Salzgruben Spize abnehmen, vor welcher man nur drey Klafter Wasser findet. Zwischen der südlichen Spize der großen Sandbank, und der westlichen der Bank von St. Jean, ist noch eine andere Durch- oder Einfahrt in den Meerbusen, die etwa eine Meile breit ist, und wodurch Schiffe von mittelmäßiger Größe einlaufen können. Allein man wagt diese Einfahrt nicht, weil das Innere des Meerbusens allenthalben mit Sandbänken und Felsen besät ist. Uebrigens ist dieser Meerbusen mit allen Arten von Fischen, besonders mit großen Stokfischen, deren einige 200 Pfund schwer sind, und mit Schildkröten von ungeheurer Größe angefüllt.

Die Portugiesen entdekten Arguin im Jahre 1444. Ihr König Alphonsus der Fünfte legte darauf den Grund einer Fortreße im Jahre 1445 an, die aber erst unter seinem Nachfolger Johann dem Zweiten 1482 fertig wurde. Sie besaßen das Fort und den Handel in den umliegenden Gegenden, bis ins Jahr 1638, in welchem die Holländer sich die Schwäche der Portugiesen zu Nuze machten, und das Fort ohne Schwerdtschlag einnahmen.

So bald die Holländer Meister von diesem Plaze waren, befestigten sie ihn regelmäßig, und unterliessen nichts, was zu seiner Sicherheit erfordert wurde. Sie erweiterten ihren Handel ansehnlich, wurden aber 1665 von den Engländern verjagt. Allein diese vergaßen, die Brechen auszubessern, und die Laufgraben auszufüllen. Sie wurden daher für ihre Nachläßigkeit sehr bald gestraft: die Holländer nämlich kamen im folgenden Jahre wieder, und zwangen die Engelländer zur Rükgabe des Plazes, den sie bald in einen guten Vertheidigungsstand sezten. Sie schlossen hierauf Vergleiche mit den Mohren, die die der Insel benachbarte Küsten besuchen, und thaten alles, was sie konnten, um sich des ganzen Handels dieser Gegenden, besonders des Handels mit Gummi zu bemächtigen, den sie zu einem unerhörten Preise hinauftrieben, um den ganzen Handel der französischen Kompagnie auf dem Senegal zu vernichten. Diese Ursachen zwangen Frankreich, das Fort wegzunehmen, was auch 1678 geschah. In demselbigen Jahre wurde der Friede zu Nimwegen geschlossen, und dieser ließ Frankreich im ruhigen Besiz des Forts, mit allen seinen Dependenzen, worinn es auch ruhig geblieben ist.

Die Holländer fühlten bald, wie nachtheilig ihnen der Verlust von Arguin durch die gänzliche Aufhörung ihres Handels war. Weil sie aber doch nicht ohne offenbaren Friedensbruch sich in ihrem eigenen Namen wieder festsezen konnten; so nahmen sie ihre Zuflucht zur List, und kamen unter der Flagge und dem Schuze des Churfürsten von Brandenburg, der aber selbst keine gegründete Rechte hatte, um die Anlegung eines Komptoirs mit Bewilligung der Mohren zu versuchen, deren Häupter sie durch Geschenke gewonnen hatten. Die französische Kompagnie empfand das Ungerechte dieser Unternehmung eben so sehr, als sie den Schaden deutlich voraussah, den die Ausführung davon ihrem ganzen Handel zufügen würde. Sie bot daher auch alle ihre Kräfte auf, um sie rükgängig zu machen. Allein der Krieg, der sich im Jahre 1688 zwischen Frankreich, Engelland und den Generalstaaten entspann, und erst 1698 durch den Ryswikischen Frieden geendigt wurde, ließ den Holländern Zeit, sich in ihren unrechtmäßigen Besizungen zu befestigen. Sie stellten das niedergerissene Fort wieder her; weil sie aber doch auf fremden Boden bauten, von dem sie selbst einsahen, daß sie über kurz oder lang vertrieben werden würden; so wandten sie auf diesen Bau, oder die

Wiederherstellung des Forts nur wenig, aus dem sie auch wirklich am 3ten März 1721 durch die Franzosen verjagt wurden.

Nach diesem Ausgange ihrer ersten Unternehmung schlichen sie sich in das Fort Portendik ein, und zwar durch die Begünstigung der Mohren, und unter dem scheinbaren Vorwande, dies Fort vom Könige in Preußen um 30000 Reichsthaler gekauft zu haben. Eine beträchtliche Summe für das Nichts von Recht, was sie dafür erhielten. Die Mauren nämlich, die wahren und rechtmässigen Besizer, hatten das Eigenthum davon an die französische Kompagnie am 29sten Julius 1717 verkauft. Dieser gerechten Ansprüche ungeachtet, wurde Frankreich doch genöthigt, von neuem eine Eskadre unter Mr. de Salvert auszurüsten, die dann auch am 22sten Februar 1724 das Fort und die Insel Arguin einnahm, und endlich die Holländer aus dem Fort Portendik verjagte, ihr Geschüz, Ammunition, Lebensmittel und Waaren wegnahm, und die Besazung selbst zu Kriegsgefangenen machte.

Diese Vertreibung war um desto gerechter, weil die Häupter der Mohren, Alichandora und Bovali, durch einen neuen Vergleich vom 6ten März 1723. den vom 19ten Julius 1717 bestätigt,

tigt, das Eigenthumsrecht der alten Besizungen der Franzosen anerkannt, und zugleich versprochen hatten, mit keinem andern Volke Handlung zu treiben.

Das Fort Portendik ist etwa 500 Ruthen ostwärts von dem Dorfe der Mohren entfernt, das an dem Gestade des Meers, in einem sumpfichten Grunde, mit einer Kette von Anhöhen umgeben, liegt, die ihm die freie Luft und Aussicht zugleich nehmen. 200 Ruthen östlich von diesem Fort ist ein andres Mohrendorf, was mit dem ersteren etwa 500 Personen enthalten mag. Beide bestehen aus elenden Hütten, die nur aus Baumzweigen, Gräsern und Erde zusammengesezt sind, und so niedrige Eingänge haben, daß man fast auf dem Bauche kriechen muß, um hineinzukommen. Dies Fort ist den Franzosen immer sehr wichtig gewesen, nicht nur wegen des großen Gummihandels, der darinn getrieben werden kann, sondern auch, weil es Frankreich in den Stand sezt, Geseze zu geben, statt sie von den Mohren oder andern Völkern zu empfangen.

Die Bay Portendik liegt ohngefähr in der Mitte zwischen Arguin und dem Senegal unter 18° 6' N. B. Sie hat zwo große Bänke vor sich, die aus Sand und mit dem festen Lande zu-

sammenhängenden Felsen bestehen, und nur mit zween oder drey Faden Wasser bedekt sind.

Die Spizen oder Enden dieser Bänke lassen einen Kanal von 80 Ruthen zwischen sich, in welchem man an der nördlichen Seite 6, an der südlichen 7½ Faden Wasser antrifft. Diese Einfahrt ist fast in der Mitte der Bay, die allenthalben vier bis sechs Klaftern tief ist, einen vortreflichen, aber ungleichen Grund hat, in der aber Schiffe den größten Theil des Jahres über, der hohen See wegen, nicht ausdauren können. Außer dieser Unbequemlichkeit, die nicht geringe ist, hält es oft schwer, die Einfahrt zu treffen, besonders wenn man von Westen kommt, und sich nur um ein geringes von ihrer wahren Breite entfernt hat. Wenn man aber von Süden herkommt, so ist sie leicht zu erkennen, weil von der Mündung des Nigers bis an Portendik keine andere beträchtliche Bucht oder Bay sich findet. Allenthalben zeigt sich eine zerrissene, und mit Erdstüken besäte Küste, die bis 3 Meilen von Portendik fortlaufen; hier aber wird das Land und Ufer flächer, und bildet eine Bucht von niedrigem und ebenen Erdreiche, welche man das kleine Portendik genannt hat.

Nord-

Nordwärts von dieser Bucht sieht man eine große Menge von kleinen Erhöhungen des Ufers, die die südliche Spize des großen vorher beschriebenen Portendik ausmachen. Um dahin zu kommen, muß man drey Meilen nord-nordwestlich segeln, und alsdann findet man sich vor der südlichen Spize des Fort Portendik. Nordwärts von den Erhöhungen des Ufers entdekt man niedriges Land etwa drey Meilen in der Länge, in dessen Mitte drey Bäume in gleichen Entfernungen von einander, und noch ein andrer allein, nördlich neben zween nicht kleinen Hügeln stehen, die wie Schiffssegel aussehen.

Dies sind die gewissesten Kennzeichen, die sich geben lassen, wenn man von Westen oder Südwesten kommt. Nähert man sich hingegen von Westen unter einer Breite von 18 Grad 5 Minuten; so muß man auf folgende Merkmale Acht geben, die von den geschiktesten Seefahrern bemerkt worden. Man findet nur 8 bis 9 Faden Wasser, wenn man östlich und westlich von Portendik, und nur fünf Meilen vom festen Lande ist. In einer Entfernung von einer halben Meile trifft man nur sieben Klafter, und ost-nordöstlich eine Bank an, die nicht mehr als 3½ Faden Wasser hat. Auf diese Art nähert man sich dem Fort Portendik das

Bley

Bley in der Hand, wegen der vielen Ungleichheiten des Sandgrundes, die die Schiffer nöthigen, ein Boot vorauszuschiken, um sondiren und die nördliche Spize der Bank aufsuchen zu lassen, wo man fünf Faden Wasser findet.

Noch ist zu bemerken, daß die Winde, die im November, December und Januar in dieser Bay herrschen, von Nordwesten kommen, und die Wellen so hoch, so kurz und wild machen, daß man nothwendig mehrere Anker mit der größten Vorsicht auswerfen, und sich auf jeden Nothfall mit starken Tauen versehen muß. Man muß die Anker gegen Nordost und Südwest fallen lassen, damit die Taue auf eine gleichförmige Art bewegt werden. Im Februar, März, April und May, kommen die Winde gewöhnlich zwischen Sonnenaufgang und Mittag vom Lande; alsdann erhebt sich ein Westwind, der durch Nord-Nordwesten bis nach Nordwesten hinumläuft. In dieser Jahrszeit ist die Rade am allerbesten. Im Junius, Julius, August, September und Oktober; die die Regenmonathe sind, sind die Winde entweder süd-südwestlich, oder südwestlich. Diese machen die Rade ganz unhaltbar, weil die Brandung der Wellen, die zwischen den beiden Bänken hereinbrechen, so fürchterlich ist, daß kein Schiff dagegen

aus-

ausdauern kann. Man muß sich daher so geschwind als möglich entfernen. Uebrigens hört aller Handel an dieser Küste auf, so bald die nasse Jahrszeit sich zu nähern anfängt.

Endlich bemerke man noch eine andre Einfahrt, die die nördliche Bank gegen das Drittheil seiner Länge durchschneidet, und in welcher man 4½ bis 5 Faden Wasser findet, und durch welche man bey günstigen Winden in die Rade hinein, und auch wieder herausfahren kann.

Zweiter Abschnitt.

Vom Gummihandel, und eine Beschreibung der Oerter, die es hervorbringen.

Weil der große Gummihandel ehemals zu Arguin und Portendik getrieben wurde; so habe ich geglaubt, ihre Beschreibung sogleich dem Abschnitt von diesem Handel anhängen zu müssen. Wenn alle Nationen von Europa sich bemüht haben, sich in Afrika festzusezen, ungeachtet das Land selbst unbebaut, und furchtbar durch den Sonnenbrand ist, und die Ankergründe selbst so gefährlich sind; so war es vorzüglich zu Arguin und Portendik, wo man Faktoreien anzulegen suchte, weil beide Oerter die bequemsten und vortheilhaftesten für den Gummihandel sind, wenn man nicht Mei-

ster

ster vom Senegal ist. Dieser Handel scheint beim ersten Anblik von keiner Bedeutung; allein er ist in der That von der äußersten Wichtigkeit, theils wegen des mäßigen Preises, worum ihn die Mohren verkaufen, theils wegen des sehr hohen, worum er wieder abgesezt wird, und endlich wegen des beträchtlichen Absazes europäischer Waaren, deren Verkauf die Manufakturen blühen, das Geld umlaufen läßt, und endlich den Ueberfluß unterhält, der der wichtigste Zwek des Handels ist.

Es wäre gar nichts befremdendes, wenn die reichsten Kaufleute sich zu diesem Handel vereinigten, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, da die Engländer Meister vom Senegal sind, wo sie den Gummihandel treiben, und jene also gezwungen sind, durch dieser ihre Hände zu gehen. So lange man es versäumt, sich selbst einen Kanal zu diesem Handel zu eröffnen, um ihn wenigstens mit so vielen Vortheilen zu führen, als womit er auf dem Niger geführt wird; so muß man nothwendig vom Ausländer, er mag seyn wer er will, abhängen, und ihm folglich den ganzen Profit eines Handels überlassen, den man eben so gut geniessen könnte, als er.

Wenn die Engländer jezt also auch Herren des Handels auf dem Niger sind; können denn

nicht

nicht die Franzosen gleichfalls sich da zu Meistern eben dieses Handels machen, wo sie schon seit mehrern Jahrhunderten im rechtmäßigen Besize desselben sind, und wo die französischen Kompagnien den Gummihandel getrieben haben; ich meine zu Arguin und Portendik, auf welche Pläze sie unermeßliche Summen verwandt haben, theils um Forts und Faktoreien anzulegen, theils um das Eigenthumsrecht des Bodens, und den ausschliessenden Handel zu erkaufen, welchen leztern sie blos deswegen aufgegeben haben, weil der Gummihandel auf dem Senegal so beträchtlich war, daß man alle Nationen Europens damit versehen konnte.

Die Faktorey zu Portendik liegt mitten unter den Mohren, die allein Gummi verkaufen. Dies Komptoir gehört den Franzosen, die es auf ihre Kosten angelegt haben, eigenthümlich zu. Die Nation kann es daher wieder in Aufnahme bringen, wenn sie, wie vormals, Leute zum Handel hin schikt. Sie kann eben dieses zu Arguin thun, und beide Pläze vom Departement zu Goree abhängig machen; sie werden gewiß alsdann so viel Gummi liefern, als ganz Frankreich braucht.

Das Gummi, das nach Europa gebracht wird, wird Gummi vom Senegal, oder arabischer Gummi genannt. Ehe nämlich die Franzosen sich am

Senegal

Senegal niederliessen, kam alles Gummi nach Europa aus Arabien. Von dieser Zeit an ist der Preis dieser Waare sehr gesunken, weswegen auch aus Arabien gar kein Gummi mehr eingeführt wird. Man hat lange darüber gestritten, ob das arabische, oder afrikanische Gummi das beste sey. Endlich ist man darüber einig geworden, daß das eine so gut als das andre sey, und daß nur allein gewinnsüchtige Kaufleute einen Unterschied unter beiden erdichteten, um das, was sie für arabisches ausgaben, desto theurer zu verkaufen, ungeachtet es meistens aus Afrika war, und sich von dem gewöhnlichen nur darinn auszeichnete, daß man die reinsten, trokensten, hellsten und größten Stüke ausgesucht und abgesondert hatte. Hierinn bestand das ganze Räthsel oder die ganze Kunst. Uebrigens haben beide dieselbigen Eigenschaften, und Vorzüge; sie werden zu denselbigen Absichten gebraucht, und bringen auch dieselbigen Wirkungen hervor.

Man giebt allgemein vor, daß das Gummi bruststärkend, niederschlagend, und erfrischend sey, daß es die gar zu wässerichten Feuchtigkeiten verdike, und durch diese mitgetheilte größere Dichtheit verhindere, sich mit dem Blute zu vermischen, und es zu verderben. Es ist gut für Flüsse, und ein

ein Specifikum gegen den Blutfluß und Durchfall, und selbst gegen die hartnäkigsten Blutstürzungen. Es giebt für die Negern sowohl, die am Senegal wohnen, als für die Mohren, die es den Europäern verkaufen, ein Nahrungsmittel ab. Diese nehmen gar keine andere Lebensmittel mit auf den Weg, als das Gummi, was sie den Europäern bringen. Alle geniessen es mit Vergnügen; sie zerbeissen es entweder wie Zuker, oder sie lösen es auch im Wasser auf, und schluken es alsdann hinunter. Sie sehen es als eine Nahrung an, die nicht nur durch ihre Einfachheit, sondern auch durch andere Tugenden vortreflich sey. Viele Arbeiter bedienen sich desselben, vorzüglich die, welche wollene oder seidene Stoffe, Taffette, Bänder, und andere Sachen verfertigen. Wenn man Gummi kauft, so muß man vorzüglich darauf Acht geben, daß es recht troken, rein und klar sey. Die Größe der Körner, wie ihre Figur, thut nichts zur Sache, verringert oder erhöht seinen Werth nicht.

Der Baum, der es in Afrika wie in Arabien hervorbringt, ist eine Art von Akacia; ein kleines, dornichtes, strauchigtes, und mit mäßigen Blättern versehenes Bäumgen, welche leztere schmal, rauh, und stets grünend sind. Er trägt kleine

weiße Blumen, die aus fünf Blättern bestehn, welche einen mit Staubfäden von derselbigen Farbe angefüllten Kelch bilden, Zasern, die einen Staubweg umgeben, der sich in eine drey bis vier Zoll lange Schote verwandelt. Diese Schote ist wiederum mit mehrern runden, harten und schwärzlichen Körnern angefüllt, aus denen der Baum, der sie erzeugte, wieder hervorgebracht wird.

Zwischen dem nördlichen Ufer des Nigers, und dem Fort Arguin, das ich vorher beschrieben habe, liegen drey große Wälder, die nur aus solchen Gummibäumen bestehen. Der erste ist der Wald Sahel; der andere, der der wichtigste ist, heißt Lebiar, und der dritte Alfarak. Diese drey Wälder sind ohngefähr zehn Meilen von einander entfernt.

Man hält alle Jahre zwo Gummi-Erndten: die erste und reichste im December, die zweite im März. Das Gummi, was man das erstemal einsammlet, hat die größten, trokensten und reinsten Körner. Man fängt sogleich an, wenn die Regenszeit vorbey ist, und die Feuchtigkeit des Bodens einen reichern Saft in die Bäume getrieben hat, den die Hize der Sonne gehörig gekocht und reif gemacht, ohne ihn auszutroknen. Dies findet bey der zweiten Sammlung des Gummi nicht

statt,

statt, das nur allein die brennende Hize empfunden hat. Man zieht daher das Gummi auch nur durch Einschnitte aus den Bäumen heraus, wodurch man den zurükgebliebenen Saft herauszütreten zwingt. Sonst sind alle Harze, die aus den Bäumen quillen, blos die überfliessenden Säfte, die, wenn sie in zu großer Menge da sind, und durch die Sonnenhize in Bewegung gesezt werden, die Fibern der Bäume auftreiben, die fast unsichtbaren Bekleidungen derselben zersprengen, und sich durch die Löcher der Rinde Oeffnungen bahnen. Dies geschieht aber niemals, wenn der Baum nur so viel Saft hat, als er zu seiner eigenen Erhaltung braucht. Wenn man unter solchen Umständen aus den Bäumen etwas herausbringen will; so muß man Gewalt brauchen, und durch Einschnitte den Saft, der den Baum nähren sollte, herauszwingen.

Drey Stämme von Mohren beschäftigen sich damit, Gummi in diesen Wäldern zu sammlen. Der erste diese Stämme heißt Terarza; das Haupt davon ist ein Marabu, der mit seinen wandelnden Dörfern, nordwärts von dem Walde Sahel nach der Seite von Argnin und Portendik zu, herumzieht. Dieser Umstand beweist die Leichtigkeit, womit die französische Nation, wenn

sie

sie wollte, ihren ehemaligen Gummihandel in den Pläzen wieder herstellen könnte, wo sie ein gegründetes Recht hat, ihn mit Ausschliessung aller übrigen Nationen zu treiben.

Es ist ganz ausgemacht, daß dieser erste Stamm von Mohren sein Gummi in dem Walde Sahel sammlet, und daß die Pläze Arguin und Portendik mitten unter diesem Stamm, und in der Nachbarschaft des genannten Waldes liegen. Es ist also einleuchtend, daß diese Mohren ihr Gummi nach Arguin und Portendik bringen werden, weil sie alsdann nicht genöthigt sind, einen beträchtlichen Weg zu machen, und die Kosten des Transports zu tragen, die unvermeidlich sind, wenn sie ihn am Senegal oder anderswo verkaufen wollen. Dies werden sie sich auch gar nicht einmal einfallen lassen, wenn man nur unter ihnen, z. E. zu Arguin und Portendik Niederlagen errichtet.

Der zweite Stamm, Auladelhagi genannt, sammlet sein Gummi im Walde Lebiar, und dann und wann auch in Alfarak. Er bringt diese Waare an das Ufer des Nigers, und in das Königreich Brak zum Verkauf hin.

Der dritte Stamm heißt Bragena. Die Mohren aus diesem Stamm sammlen im Walde Alfarak, und verkaufen das gesammlete Gummi im

Distrikt

Distrikt des Siratik, wo sie mit den Kaufleuten aus dem Königreiche Salum, und auch andern handeln, und dieses erst von der Zeit an, da Frankreich keine Faktoreien mehr zu Arguin und Portendik hat. Das Gummi wird nicht nach dem Gewichte verkauft. Man liefert es in einem kubischen Maaße, von einer gewissen Größe, worüber man sich mit den Mohren vereinigt hat; dies Maaß heißt Quintal, und hält gewöhnlich 700 französische Pfunde.

Die Vorsteher dieser Stämme sind Marabu's, d. i. Prediger und Lehrer des Mahumedanischen Gesezes. Wenn man ihr bescheidenes und gesetztes Aeußere betrachtet, und auf ihre Reden Acht giebt, die sich stets mit dem Namen ihres Propheten anfangen und endigen, so sollte man sie für die eifrigsten Beobachter eines Gesezes halten, das bey einer Menge von freien und ausgelassenen Gebräuchen doch immer eine gewisse Strenge oder Härte hat. Allein wenn man sie in der Nähe untersucht, und besonders, wenn man mit ihnen handelt, so bemerkt man bald, daß bey ihnen alles lauter Heucheley, Grausamkeit, Aberglauben und Unwissenheit sey. Vergebens sucht man nach sittlichen Tugenden, nach Treue und einem unverbrüchlichen Halten des gegebenen

Worts.

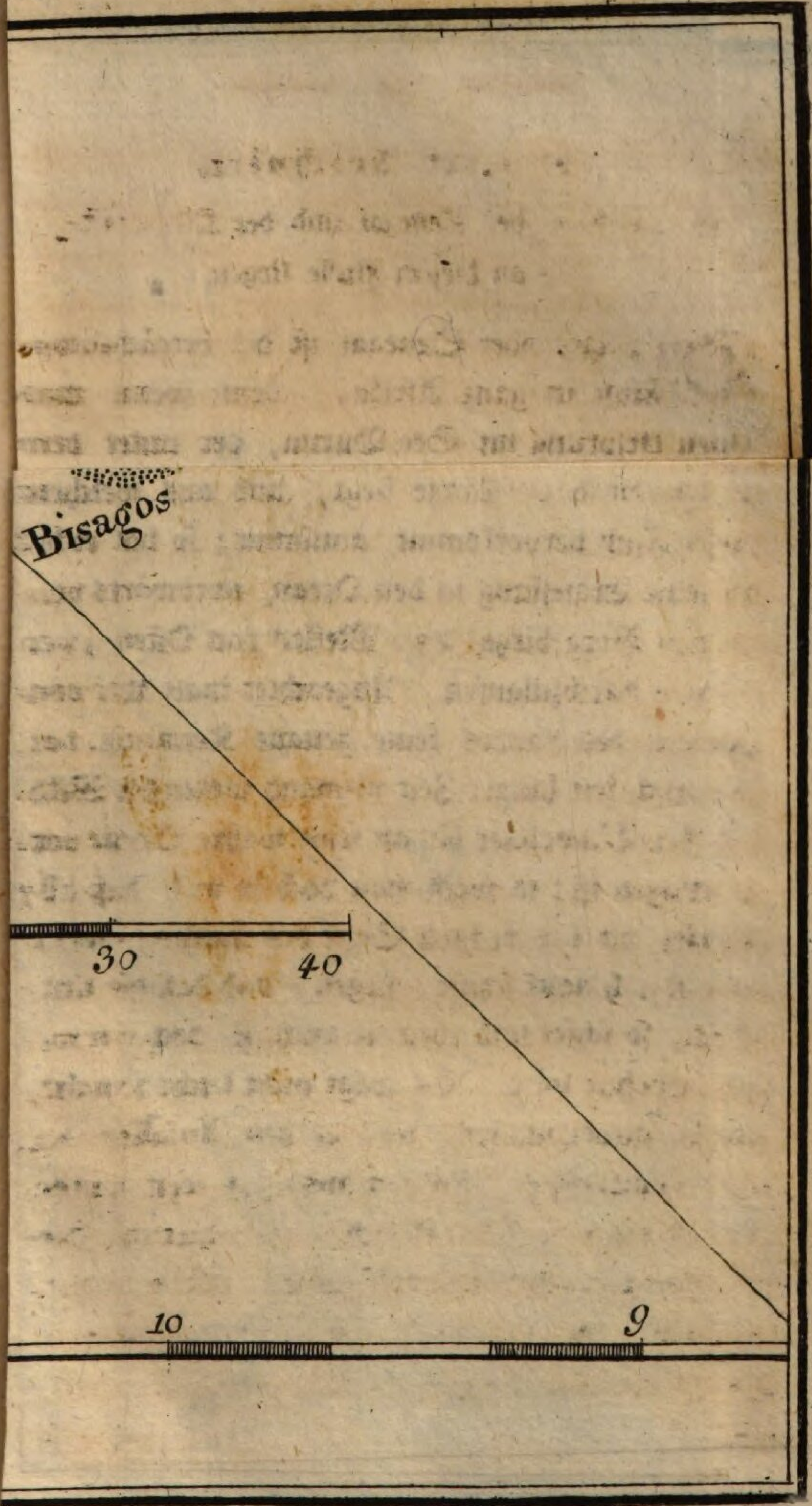
Worts. Ihr äußeres Betragen ist ausstudirt, um das Publikum zu hintergehen; sie sind die Pharisäer der Mahumedanischen Religion, die sich unaufhörlich bemühen, Proseliten zu machen, und die in ihren Bemühungen so glüklich gewesen sind, daß sie den größten Theil der benachbarten Negern, und derer, die mit ihnen handeln, mit ihren Träumen und Unwahrheiten angestekt haben.

Diese Mohren oder Araber folgen dem Geseze Mahomets; sie können fast alle lesen und schreiben, und haben öffentliche Schulen, worinnen Kinder die arabische Sprache lesen und schreiben lernen. Diese Kinder besuchen ihre Lehrer nur allein des Nachts oder einige Stunden vor Tage. Ihre Lektionen sind auf kleine Täfelchen von weissem Holze geschrieben; wenn sie sie lesen können, so lernen sie sie mit vollem Geschrey auswendig. Die auf diese Art den Koran durchgelesen haben, werden Doktoren; und alsdann lernen sie die arabische Sprache auch schreiben. Ich fahre jezt in der Beschreibung des französischen Afrika weiter fort.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Senegal und der Königreiche, die an diesem Flusse liegen.

Der Niger oder Senegal ist der beträchtlichste Fluß in ganz Afrika; denn wenn man seinen Ursprung im See Burnu, der unter dem 42sten Grad der Länge liegt, und aus welchem dieser Fluß hervorkommt, annimmt; so hat er bis an seine Ergiessung in den Ocean, nordwärts vom grünen Vorgebirge, 830 Meilen von Osten gegen Westen durchzulaufen. Ungeachtet man aber vom Innern des Landes keine genaue Kenntniß hat, und auch seit langer Zeit niemand wegen der Wildheit der Einwohner bis an seine wahre Quelle vorgedrungen ist; so weiß man doch so viel, daß alle Dörfer an der rechten Seite des Flusses, wenn man ihn hinauf schifft, liegen, und daß die linke Seite, so schön und eben sie auch ist, doch nur wenig bewohnt wird. Es wagt nicht leicht jemand, sich da niederzulassen, weil er den Anfällen der alles plündernden Mohren ausgesezt seyn würde. Der König von Marokko schikt oft zahlreiche Heere, selbst von zehn bis zwölf tausend Mann in diese Gegenden, die alles verheeren, und die Einwohner als Sklaven wegführen. Der breite, tiefe,


Bisagos
30
40
10
9

und schnellfliessende Niger aber, ist für sie eine unübersteigliche Gränze. Dies ist der Grund, warum fast alle Eingebohrne des Landes die linke Seite des Flusses verlassen haben, und nach der rechten herübergezogen sind. Man weiß ferner, daß die Königreiche Salam, Bambuk, Tombût, und Bambara die mächtigsten, volkreichsten, und an Goldminen sowohl, als an Sklaven die reichsten sind. Das Gold ist in diesen Reichen in einem so großen Ueberflusse, daß man nur die Erde aufrühren darf, um es in großer Menge, und sehr rein zu finden; und es ist wahrscheinlich, daß man, je mehr man gegen Osten vordringt, auch desto mehr reiche Länder entdeken wird. Der Beweis für diese Vermuthung ist folgende Erfahrung: Daß alle Flüsse, die daher kommen, sehr viel Goldstaub sowohl, als Körner mit sich führen, besonders nach anhaltendem Regen und großen Ueberschwemmungen, wodurch die höhern Gegenden abgewaschen werden. Man nennt dies Gold Waschgold, von der Art, wie die Negern es von der Erde und dem Sande der Flüsse absondern, die es in ihre Gegenden gebracht haben. Man versichert es als ganz gewiß, daß der Niger sich ohngefähr unter dem 20sten Grade der Länge beträchtlich erweitert, dann einen See von großem Umfange macht, und aus

diesem

diesem See wieder in zween Armen hervorkömmt, die zween Flüsse ausmachen. Derjenige, welcher von Osten gegen Westen fließt, hat den Namen Senegal erhalten; und den zweiten, der seinen Lauf gegen Südwesten nimmt, hat man Gambia genannt, von dem ich an seinem Orte reden werde, wenn ich andere Wege, als den auf dem Senegal, zu den Goldminen zeigen werde.

Der Niger läuft fast beständig von Osten gegen Westen, von seinem Ausflusse aus dem See Burnu bis auf eine Entfernung von drittehalb Meilen vom westlichen Ocean; dann macht er eine Wendung, und dreht sich auf einmal gegen Süden. Während dieses Laufs ist er vom Weltmeer blos durch einen natürlichen Damm getrennt, der an einigen Orten nur hundert Ruthen, an andern eine bis zwo Meilen breit ist. Nach einem Laufe von 25 Meilen von Norden gegen Süden öffnet er sich einen Ausgang ins Meer, unter einer Breite von 25 Grad 55 Minuten. Diese Mündung ist oft eine halbe Meile breit, sie ist aber durch einen Sanddamm verschlossen, den man Barre nennt, über welchen die Farth wegen des seichten Wassers sehr gefährlich ist, und eben deswegen auch nur Barken von 40 bis 50 Tonnen fortkommen können. Die Oeffnungen, die der Fluß durch diesen

Damm durchbricht, um sich in's Meer zu ergiessen, bleiben nicht immer an derselbigen Stelle. Nach dem Verhältnisse der Schnelligkeit des Stroms und der Maße des Wassers, macht er sich bald an dieser, bald an jener Stelle einen Durchgang, und man kann also da, wo man gestern über die Barre wegkam, am folgenden Tage oft nicht mehr wegsegeln, weil der Fluß zu eben der Zeit, wenn er eine neue Oeffnung durchbricht, die alte wieder zuschließt. Die Insel im Senegal also, worauf das Fort Saint-Louis liegt, ist oft vier Meilen, und dann und wann nur zwo von der Barre entfernt. Dies hindert alle Schiffe, an das Fort selbst anzulegen. Man muß diese Ueberfahrt täglich beobachten, um die Veränderungen der Barre, und den rechten Zeitpunkt, über sie zu kommen, kennen zu lernen. Allein dieser Kenntniß und der Erfahrung ungeachtet, ist man doch in Gefahr, wenn man auch nur in kleinen Barken über diese Barre wegfährt.

Die Insel Senegal liegt unter dem 16ten Grad 5 Minuten nördlicher Breite, mitten im Niger oder Senegal, wie man ihn nennen will. Diese Insel ist nur 1153 Ruthen von Norden gegen Süden lang, und nur 90 breit, an dem Orte aber, wo das Fort St. Louis erbaut ist, 130. Der

Arm

Arm des Flusses, den sie zur Rechten hat, ist 380, und der westliche 210 Ruthen breit. Es fehlt ihr in mehr als einer Hälfte des Jahrs schlechterdings an süßem Wasser, sie hat gar keine Quelle; und es hilft ihr nichts, daß sie mitten im Fluß liegt, weil das Wasser fast während ganzer sieben Monate salzig ist. Man nimmt daher seine Zuflucht zu Brunnen, die man im Sande gräbt, worinn man aber doch nur Brakwasser findet, dessen man sich in Ermangelung eines bessern bedienen muß. Um dies halb salzige Wasser zu verbessern, oder trinkbarer zu machen, läßt man es durch einen weichen kegelförmigen Stein laufen, der aus den kanarischen Inseln kommt. Das Wasser verliert, wenn es durch diesen Stein durchtröpfelt, einen Theil seines Salzes, und bittern Geschmaks.

Der Senegal ist ein schöner Fluß von einer ansehnlichen Breite, und 18 bis 25 Fuß tief. Sein Wasser ist herrlich, und sein Lauf so angenehm und gleich, als seine Einfahrt schwer und gefährlich ist. Das Erdreich, was man zur linken Hand beim Einlaufen in den Strom hat, und was ihn von dem Meer absondert, ist eine Spize von beweglichem, trokenem und feinem Sande, die man Pointe de Barbaric nennt; sie ist flach, dürre und unbebaut, und in einiger Entfernung von der

Barre nicht mehr als hundert Ruthen breit. Dieser Damm erweitert sich nachher bis zu drittehalb Meilen, und leitet den Fluß in gleicher Richtung mit dem Meere 25 Meilen gegen Norden hinauf. Die rechte Seite des Flusses ist, wenn man einmal über die Barre weg ist, ungleich schöner, als die Pointe de Barbarie: man nennt sie Guinea; das Land ist eben, mit Gräsern, Kräutern, und mehrern Baumarten von außerordentlicher Höhe und Größe bedekt, die mit Kokos und Palmbäumen vermischt sind, und das ganze Land dem Auge sehr angenehm machen. Dieses Ufer macht einen Theil des Königreichs Kajor aus, das sich an der Spize der Insel Bifeche, ohngefähr sechs Meilen von der Barre, und zwo Meilen von der Insel St. Louis endigt.

Jenseits der Insel Bifeche, die nur zwo Meilen höher hinauf als St. Louis liegt, und an der rechten Seite des Flusses fängt das Königreich Hoval an; an der linken Seite aber geht es von der Barre bis über den See Kajor hinauf. Dies ganze Land war ehemals unter dem Namen des Königreichs der Jalofen bekannt, welches der gemeinschaftliche Name aller der Völker ist, die sich von den Gegenden, wo sie sich aufhalten, benennen. Das Königreich Hoval erstrekt sich ohngefähr

fähr 46 Meilen von Osten gegen Westen: seine Breite gegen Norden ist nicht so groß. Es wird von einem Prinzen regiert, der sich Brak, das heißt, Kaiser aller Könige nennt. Dies Königreich breitet sich aber viel weiter nach Süden aus.

Das Königreich der Fulen liegt Hoval gegen Osten. Es gehört einem Fürsten, Siratik genannt, und ist viel beträchtlicher, als das vorhergenannte. Es fängt beim See Kajor an, und steigt längst dem Flusse bis an das Dorf Embakany hinauf, welches eine Streke von 196 Meilen von Osten gegen Westen ausmacht. Der größte Theil desselben liegt an der Südseite des Flusses. Dies Land ist sehr bevölkert, und das Erdreich von vorzüglicher Güte. Wenn seine Einwohner nur arbeitsamer wären; so würde es Produkte genug erzeugen können, um einen ansehnlichen Handel mit den Ausländern zu treiben. Man weiß nur überhaupt, daß das Land allenthalben eine Menge kostbarer Hölzer, ferner Baumwolle und Indigo von der äußersten Güte hervorbringt.

Die Länder, die vom Dorfe Embakany bis an den Felsen Felu, und noch weiter hinauf liegen, machen einen Theil des Königreichs Galam aus. Man rechnet 45 Meilen von Embakany bis an diesen Felsen, und ohngefähr 40 Meilen von diesem

Felsen

Felsen bis an einen andern Wasserfall Guina, der noch höher und steiler als der erste ist. Es sind daher 287 Meilen von der Mündung des Nigers bis an den Felsen Feln, die durch einen geschikten Ingenieur im Jahr 1718 gemessen sind. Die übrigen vierzig Meilen vom Felsen Feln bis an Guina hat man nur durch eine ohngefähre Schäzung bestimmt. Der Felsen Feln macht einen Wasserfall, wo der Fluß mehr als dreißig Ellen in einer fast senkrechten Linie herunterstürzt. Ehe der Strom an diese Stelle kommt, die zwischen zween sehr hohen Bergen eingeschlossen ist, fließt er ganzer vier oder fünf Meilen zwischen zween Felsen, die einen Theil eines Gebirges auszumachen scheinen, und ergießt sein Wasser in hundert verschiedenen Kanälen, die ihn einzwängen, und seinen Lauf sehr schnell, und ihn selbst unschiffbar machen.

Man giebt vor, daß die wahre Quelle des Nigers in einem See sey, der Maberia heißt, und daß er sich zu Barakonda in zween Arme theile, wovon derjenige, der gegen Süden läuft, Gambia oder Gambea genannt wird. Dieser nun scheint sich nach einem langen Laufe in einem morastigen See zu verlieren, der mit so dichtem und starken Grase und Rohr verwachsen ist, daß er ganz undurchdringlich wird: er kömmt aber doch in der

Gestalt

Gestalt eines schönen und tiefen Flusses wieder hervor, so wie man ihn bey dem Dorfe Barakonda sieht, wo Franzosen, Portugiesen, und Engelländer mit den Mandingischen Kaufleuten handeln. Kanoes können von dem genannten Dorfe bis an den Rohrsee hinaufsteigen, von dem ich eben geredet habe.

Man versichert ferner, daß der Niger in einiger Entfernung von Barakota, wo er den Fluß Gambia gebildet hat, sich wiederum in zween Aeste theilt. Von diesen läuft der Südwestliche durch das Königreich Bambuk, das so viele Goldminen enthält. Man nennt ihn den Fluß Faleme; seine Ufer sind sehr fruchtbar, und mit vielen Dörfern bebaut. Er fällt aber oberhalb Güjon, im Königreiche Galam, wieder in den Niger hinein.

Endlich giebt man als ganz gewiß vor, daß der Niger sich noch einmal in zween Arme theile, die eine beträchtliche Insel, Baba Degu, bilden sollen. Den linken Arm nennt man den schwarzen, den rechten aber den weißen Fluß. Diese beiden Arme vereinigen sich wieder zu Kassu, zwanzig Meilen oberhalb des Wasserfalls zu Guina, und machen alsdenn fernerhin den Niger aus.

Gegen Osten vom See Maberia findet sich das Königreich Guinbala, in welchem der Guien fließt,

der

der aber auch durch Tombut fortläuft, in welchem Reiche das Gold so häufig, und der Handel mit Sklaven und Elfenbein so beträchtlich ist, daß man es in Absicht auf den Handel das reichste Königreich in Afrika nennen kann.

Der Niger trägt zu allen Zeiten Barken von 40 bis 50 Tonnen, von seinem Ausflusse an bis nach Dongel, welches 140 Meilen von der See entfernt ist. Bey diesem Orte läuft eine Felsenbank mitten durch den Fluß, über welche nur Kanoes fortkommen können. Noch finden sich zu Abdala und Santavis Sandbänke, welche vom Monat December bis an das Ende des May's den Barken die Schiffarth unmöglich machen. In den übrigen Monaten können Barken bis an den Felsen Felu, 287 Meilen vom Meere, hinaufkommen. Dieser Fluß bildet zwo große Seen, wovon der erstere, Panier Fule genannt, an der rechten Seite des Flusses, 37 Meilen von der Barre liegt, und dessen Einfahrt ein Arm des Flusses ist, den man Portugaise nennt. Dieser ist ein von der Natur selbst gemachter Kanal, der den See und Fluß mit einander verbindet, und nur 5 bis 6 Meilen lang ist. Der See hat eine ovale Figur, und ist von Norden gegen Süden fünf Meilen lang, aber von Osten gegen Westen nur drey

breit.

breit. Der zweite ist der See Kajor, der sich an der linken Seite des Flusses findet, und funfzig Meilen von der Barre entfernt ist. Dieser See wird wenig besucht, ungeachtet er viel beträchtlicher, als der erste ist. Die Ufer dieser Seen werden von Mohren bewohnt; und der lezte, Kajor, scheidet das Reich des Brak von dem des Siratik ab.

Die vornehmsten Inseln, die der Niger über der von St. Louis formirt, sind die Inseln Bifeche, Bottaar, und Palmier im Lande Oval: ferner Bilbas, Sadel und die Elfenbeininsel im Lande der Fulen: endlich Kagneux jenseits des Felsen Felu, und endlich Lanton im Königreiche Galam.

Die Insel Bifeche ist ohngefähr zwanzig Meilen lang, und acht breit. Ihre südliche Spize ist von St. Louis nur um anderthalb Meilen entfernt. Die Ueberschwemmungen des Nigers machen den Boden für alle Arten von Erdgewächsen sehr fruchtbar. Bottaar ist von der nördlichen Spize der Insel St. Louis nur eine halbe Meile entfernt, drey und eine halbe Meile lang, und drey viertel breit. Palmier oder die Palmbaumsinsel liegt von St. Louis neun Meilen, und hat nur zwo

Meilen

Meilen in der Länge, und eine halbe in der Breite. Sie werden von Negern bewohnt.

Das Königreich des Siratik schließt zwo ansehnliche Inseln in sich, wovon die erstere die Elfenbeininsel ist. Sie ist achtzig Meilen lang, und fünf, zehn, auch wohl funfzehn Meilen breit. Sie wird fast in zwo gleiche Hälften durch einen Kanal zerschnitten, der denjenigen Arm des Nigers, der sie an der Nordseite umfaßt, mit dem andern südlichen vereinigt. Die Franzosen haben ihr den Namen der Elfenbeininsel wegen des beträchtlichen Handels gegeben, der mit dieser Waare auf beiden Seiten der Insel getrieben wird.

Ueber dieser ist eine andere, Bilbas genannt, die von der erstern blos durch einen Kanal geschieden wird, der die beiden Ströme, wodurch sie gebildet wird, vereinigt. Sie ist dreißig Meilen lang, und fünf bis sechs breit. Man treibt auf ihr mit Gold, Elfenbein, und Baumwolle einen großen Handel. Vier Meilen von der östlichen Spize der Insel Bilbas findet man die kleine Insel Sadel, welche die französische Senegalkompagnie im Jahre 1701 vom Siratik kaufte, der ein mächtiger Prinz ist, und den Brak und die Großen des Königreichs Oval als Vasallen unter sich hat, die ihm Tribut bezahlen. Dies Inselgen ist nur

vier-

vierhundert Ruthen lang, und hundert breit; die Luft auf derselben ist eben so gesund, als ihr Wasser vortreflich ist. Diese Vorzüge ziehen eine Menge von Fulen, d.h. von Einwohnern des Königreichs dieses Namens herbey, die hier ihr Gold, ihre Sklaven, und ihr Morphil, was wir Elfenbein nennen, verhandeln.

Viele Schriftsteller haben gesagt, daß der Niger die Mohren von den Negern so genau unterscheide, daß das mitternächtliche Ufer des Flusses nur allein von den erstern bewohnt werde. Diese muß ich von ihrem Irrthum zurükbringen, und versichern, daß sehr viele Negern an der Nordseite des Flusses, und selbst ziemlich tief in das Land hinein wohnen, von welchem man glaubt, daß es allein den Mohren zugehöre. So finden sich Negerndörfer am See Kajor, und der wichtigste Theil des Königreichs des Brak, selbst der gewöhnliche Siz dieses Fürsten, liegt nordwärts vom Senegal. Das Königreich Galam breitet sich an beiden Seiten des Flusses aus. Man sagt sogar, daß sich noch ganze Königreiche von Negern an der nördlichen Seite des Senegal finden. Der jezt gerügte Irrthum kommt von Erdbeschreibern her, die falsche Nachrichten vor sich hatten, und das Land nicht aus eigenen Beobachtungen kannten.

Die

Die Insel Kagneux ist nur vier Meilen von dem Felsen Felu entfernt, und hat zwo Meilen in der Länge, aber nur eine halbe in der Breite. Sie ist ganz mit Bäumen besezt, die vortrefliches Bauholz geben würden, und wird von vier bis fünf tausend Negern bewohnt, die alle Marabu's und Kaufleute sind, unter denen sich die Karavanen mit Bambarasklaven aufhalten, um sich auszuruhen.

Das Königreich Kassu findet sich zwischen den beiden Wasserfällen, nämlich zwischen dem Felsen Guina, und Felu, und ist von beiden zwanzig Meilen entfernt. Es liegt auf einer Halbinsel, die durch zween Flüsse gebildet wird, die nach einem Laufe von sechszig Meilen einen ansehnlichen See machen, der sich wiederum in einen Strom ausgießt, welchen der Niger bey Güiorel aufnimmt.

Das Königreich Galam liegt gegen Osten, und fängt 240 Meilen von der Barre des Senegal an. Es ist von Westen gegen Osten fünf und vierzig Meilen lang, und endigt sich beim Felsen Felu, von welchem der Niger in einer Höhe von mehr als dreißig Ruthen herabfällt. Dies Königreich ist gegen Norden und Nordwesten durch die weitläuftigen Länder begränzt, in denen die

Mohren

Mohren mit ihren wandelnden Dörfern herumziehen, — und dann durch einige feste Negerndörfer, die vom Siratik abhangen. Gegen Osten und Nordosten hat es das Königreich Kassu, und gegen Süden das Land Godova, und Giaka.

Dies Königreich muß nothwendig sehr reich seyn, da es sehr bevölkert, gut bebaut ist, und einen ausgebreiteten Handel mit allen benachbarten Ländern treibt, die sehr viel Goldminen haben. Das Königreich Bambaras liegt zwischen Kassu und Tombût. Das erstere von diesen beiden Reichen handelt nicht allein mit Bambaras und Tombût, sondern auch mit Bambuk und Galam. Alle Einwohner dieser Reiche sind Sklaven ihrer Könige und Herren; und weil sie sehr oft gegen einander im Kriege sind, so können sie eben deswegen eine ungeheure Menge von Sklaven sowohl auf dem Niger, als auf dem Gambia verkaufen. Bey allen diesen Völkern ist es eine allgemeine Regel, daß die Könige, oder auch Herren der Dörfer den Preis der Waaren machen, den alle übrige ohne Widerrede annehmen und gelten lassen. Nach diesem Handlungsgeseze hat man Sklaven, das Stük zu zwanzig Livres, eine Unze Gold zu zwölf Livres, und das Pfund Elfenbein zu vier Sols gekauft.

Längst dem Niger hinauf bis an den Felsen Felu liegen mehrere Dörfer, die nur allein von Marabu's bewohnt sind. Tiefer in's Land hinein findet sich die Stadt Konjur, deren Häuser von Steinen gebaut, und mit Ziegeln gedekt sind, und worinn die reichsten Kaufleute des Landes wohnen. Sie ist die Hauptstadt des Landes der Marabu's, und ihrer Republik.

Es fallen mehrere kleine Ströme in den Niger hinein, die alle von Süden herabkommen. Der größte von diesen ist der Guianu, der von Süd-Süd-Westen kommt, und tief genug ist, um Kanoes zu allen Zeiten tragen zu können. Zwischen Dramanet, wo die Franzosen ehemals ein Komptoir hatten, und dem Felsen Felu finden sich noch zween Flüsse, die von Norden herfliessen, und sich mit dem Niger vereinigen.

Das Königreich Tombût liegt nicht am Niger, sondern gegen Süden tief in's Land hinein. Nach der Angabe der Mandingischen Negern, braucht man, um vom Niger, d. h. vom Kaignu, dem lezten Dorfe, wo dieser Fluß schiffbar ist, in das reiche Tombût, wohin man aus allen Gegenden von Afrika handelt, zu kommen, zwey und dreißig volle Tagereisen. Die Völker, die man Mandingen nennt, haben sich im Königreiche Galam nieder-

gelassen, und sich fast des ganzen Handels dieser Gegenden bemächtigt. Sie treiben ihn nach allen Seiten, und bedienen sich dieses Mittels nicht allein, um Reichthümer zu sammlen, sondern um auch die Mahumedanische Religion allenthalben, wo sie können, einzuführen.

Außer dem Lande Jaga, aus welchem die meisten in Galam wohnende Mandingen abstammen, giebt es noch ein ansehnliches Königreich Mandinge, von welchem sie den Namen erhalten haben. Es liegt südwärts von Bambuk, und ist sehr volkreich, weil die Einwohner sich nicht einander, wie in den übrigen Gegenden von Nigritien, als Sklaven verkaufen.

Die Ueberschwemmungen des Nigers entstehen aus den Regen, die in den Monaten Junius, Julius, August und September fallen. Eben die Regen, die zwischen der Mittagslinie und dem Wendekreise an den Quellen des Nils fallen, und diesen Fluß über seine Ufer treiben, eben diese Regen schwellen auch zur selbigen Zeit den Niger auf.

Der Weg vom Senegal nach den sogenannten Brüsten (aux mammelles) die von Goree nur vier Meilen enrfernt sind, geht west-süd-westlich. Wenn man die Mammelles sieht; so muß man

eine

eine Felsenbank vermeiden, die ohngefähr zwo Meilen breit ist, und so lange südwestlich segeln, um ihr zu entgehen, bis man die beiden Mammelles in einer Linie so sieht, daß die eine die andere bedekt. Alsdenn ist man außer aller Gefahr, und man hat auch schon die Landspize Almadie übersegelt. Die Mitte der lezten Mammelle findet sich unter dem vierzehnten Grad fünf und vierzig Minuten nördlicher Breite. Sie liegen ost-süd-östlich, und nord-nord-westlich von einander. Von da aus segelt man, ohne etwas weiter befürchten zu dürfen, auf das grüne Vorgebirge zu. Die Insel Magdalene, (de la Madelaine) die stets mit grünenden Bäumen besezt ist, liegt nahe daran; man läßt sie zur linken Hand liegen, segelt bei'm Kap Manuel in der Entfernung von einer Meile vorbey, und sieht, wenn man dieses einmal hinter sich hat, die Insel Goree vor sich liegen.

Man rechnet vom Ausflusse des Senegal bis an die Insel Goree dreißig Meilen in gerader Linie: nämlich vom Senegal bis an's grüne Vorgebirge vier und zwanzig Meilen, von diesem bis an das Kap Manuel vier, und von diesem Vorgebirge bis nach Goree zwey Meilen. Man macht diesen Weg in kurzer Zeit, oft in weniger als vier und zwanzig Stunden. Die Rükreise aber kann

man

man bey weitem nicht so geschwind vollenden; Winde und Ströme sind alsdenn entgegen, und man bringt dann und wann einen Monat zu, um von Gorore nach dem Senegal zu kommen.

Vierter Abschnitt.

Beschreibung des Departements von Goree, vom grünen Vorgebirge bis an den Fluß Gambia; nebst der Bestimmung der Lage, und der Entfernungen der Königreiche an der Küste, und ihres Handels.

Das grüne Vorgebirge, bey welchem das Departement von Goree anfängt, ist die westlichste Spize von Afrika. Es liegt unter dem vierzehnten Grad zwey und funfzig Minuten nördlicher Breite, und dem dritten Grad der Länge, wenn man von der Insel Ferro, der westlichsten der kanarischen Eilande, zu rechnen anhebt. Die Menge von stets grünenden Bäumen, womit es besezt ist, hat ihm seinen Namen zur Unterscheidung von andern Vorgebirgen zugezogen, die meistens von allem Grün entblößt sind.

Die Insel Goree, die sechs Meilen vom grünen Vorgebirge entfernt ist, ist nur 425 Ruthen lang, und 120 breit. Sie liegt unter vierzehn Grad funfzehn Minuten nördlicher Breite, und eine kleine Meile vom festen Lande. Sie ist ganz

mit Felsen umgeben, und durchaus unzugänglich, eine Bucht ausgenommen, die 130 Ruthen breit, 70 lang oder tief, und zwischen zwoen Spizen eingeschlossen ist, wovon die eine die Kirchhofs- und die andere die Nordspize genannt wird. Ihre Rade ist sicher und so gut, als der beste Hafen. Dieser Plaz ist fest durch Natur und Kunst; er wird durch das Fort St. Michael vertheidigt, das auf einem steilen, und von Osten, Süden und Westen unzukommlichen Felsen liegt. Goree liegt am Fuße dieses Forts, nach der Nordseite; hierunter das Fort St. François und das Gouvernement. 140 Kanonen machen es furchtbar, und es kann nicht anders, als durch Ueberrumpelung oder Hunger, oder durch eine forcirte Landung eingenommen werden, die aber sogleich glüken muß, weil sonst der Angrif mit dem größten Verluste der Angreifenden verbunden ist, wenn anders die Besazung stark genug, und auf ihrer Huth ist. Unerwartete Umstände und Zufälle machten den Engländern die Einnahme dieses Plazes im lezten Kriege leicht. Sie behielten es bis an den Frieden von 1762, in welchem es dem Könige von Frankreich zurükgegeben wurde.

Im Jahre 1763 wurde ich durch den Hof abgeschikt, um der dortigen Kolonie geistliche Hülfe

und Nahrung zu bringen. Wir langten am vierzehnten Sept. mit dem Gouverneur und den Truppen an, die die Engländer ablösen, und zur Besazung dableiben sollten. Wir fanden die Insel in einer fürchterlichen Zerrüttung. Alles war verwüstet, die Festungswerke in einem schlechten Zustande, die Artillerie zahlreich, aber ohne Laveten: das Haus des Gouverneuers in Ruinen, zerschmettert durch einen Pulverthurm, der zur Zeit der Engländer aufflog, und die Insel in Asche legte. So wie die Einwohner neue Hütten aufbauten, wurden diese durch eine abermalige Feuersbrunst verzehrt, und die ganze Insel ihrem Untergange nahe gebracht. Die englische Besazung bestand nur noch aus dreißig Mann; der Rest war durch mehrere Ursachen, theils allgemeine, theils lokale oder persönliche aufgerieben. Die katholische Religion hatte nicht weniger gelitten; und das Gesez der Leidenschaften galt, und die Kirche war von den Engländern zu einem Magazin gebraucht worden. Die Einwohner brachen daher in die lebhaftesten Freudensbezeugungen aus, als sie wiederum Franzosen ankommen sahen.

Wahrscheinlich kannten und besaßen die Normänner (Einwohner der Normandie) diese Insel zu der Zeit, als sie den ganzen Handel an der Küste

von

von Afrika, vom weißem Vorgebirge an bis an die südlichen Spizen, in Händen hatten; allein bürgerliche sowohl als auswärtige Kriege, die Frankreich so oft zerrüttet und beunruhiget haben, brachten ihren ganzen Handel in Verwirrung und Abnahme, und sie wurden daher genöthigt, fast alle ihre Niederlagen zu verlassen. Die Engländer, Holländer und Portugiesen theilten ihren Raub unter sich aus; nur allein der Senegal veränderte seine Besizer nicht, und verblieb stets den Franzosen, unter allen verschiedenen Handlungsgesellschaften, die die Direktion darüber hatten, — bis an den Anfang des lezten Krieges, in welchem die Engländer ihn den Franzosen abgenommen haben.

Die Holländer fiengen gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, die Küsten von Afrika zu besuchen. Sie machten einige Niederlagen auf der Küste von Guinea, und handelten mit Biram, Könige des grünen Vorgebirges, der ihnen 1617 die Insel Goree abtrat. Die holländische Kompagnie ließ auf dem von allen Seiten steil abfallenden Berge ein Fort aufbauen; weil es aber den Anker- und Landungsplaz in der Bucht nicht vertheidigte, so ließ sie ein zweites zur Bedekung ihrer Vorrathshäuser errichten. Sie blieb ruhige Besizerinn der Insel bis 1663, wo der englische

Kapitain Holmes sie angrif, und den Kommandanten nebst der Besazung zwang, ihm Fort und Insel einzuräumen.

Ungeachtet diese Eroberung für die Engländer sehr wichtig war, und dieses wegen der Nähe des Flusses Gambia, an dem sie sich niedergelassen hatten; so versäumten sie es doch, das Fort, was die Rade dekt, in guten Vertheidigungsstand zu sezen. Der Admiral Ruiter kam daher mit einer mächtigen Flotte vor der Insel an, schoß die Mauern des Forts über'n Haufen, und zwang den Gouverneur zur Uebergabe der Insel. Die Holländer verloren keine Zeit in der Wiederaufbauung der Mauern und des ganzen übrigen Forts der Bucht: sie vermehrten die Festungswerke des Forts auf dem Berge, welches man das Fort St. Michael nennt, und sezten beide Pläze in sehr guten Vertheidigungsstand.

Der Graf d'Estre'es, Viceadmiral und nachheriger Marschall von Frankreich, segelte am dritten Oktober 1677 von Brest ab, um sich der Insel Tabago, einer der Antillen, in Amerika zu bemächtigen. Unterwegs faßte er den Schluß, sich von Goree Meister zu machen. Ein glüklicher Wind brachte ihn am Ende des Monats in's Angesicht der Insel, und er ließ sogleich am folgenden Tage

den

den Gouverneur auffordern, sich zu ergeben. Dieser antwortete, daß er der Kompagnie und den Generalstaaten einen Eid geschworen hätte, sich nicht eher zu ergeben, als bis Blut vergossen worden. Auf diese Antwort, woraus man sich keinen sonderlichen Begrif von der Tapferkeit des Generals machte, fieng man ohne weitern Zeitverlust die Belagerung an. Furcht und Schreken bemächtigten sich aber dergestalt der Besazung, daß sie die Kanonen mit der größten Eilfertigkeit vernagelte, und sich in das Fort des Berges hineinzog, das sie in den Stand sezte, sich auf die ernsthafteste Art zu vertheidigen. Allein sie war hier nicht tapferer, als in dem Fort, was sie verlassen hatte. Sie ließ daher ihre Flagge sinken, stekte die französische auf, und bat den Viceadmiral, sie unter gewissen Bedingungen zu Kriegsgefangenen zu machen. Allein der Graf d'Estrees wollte von keinen Bedingungen hören; und drohte, sie in Stüken hauen zu lassen, wenn sie sich nicht auf Gnade und Ungnade ergäbe. Der erschrokene Gouverneur überlieferte daher die Waffen und die Schlüssel des Forts dem Viceadmiral, der ihm die Freiheit gab, hinzugehen, wohin er wollte. Man fand die beiden Forts in sehr gutem Zustande, und stärker, als man sich vorgestellt hatte, versehen mit einer

beträcht-

beträchtlichen, gut erhaltenen Artillerie, und die Magazine selbst mit allen Arten von Kriegs- und Mundbedürfnissen angefüllt. Bald nachher segelte der Viceadmiral wieder ab, um seine übrigen Entwürfe auszuführen.

M. du Casse, der sich auf dem Gambia aufhielt, erfuhr es nicht sobald, was sich zu Goree zugetragen hatte, als er sich am funfzehnten November 1677 aufmachte, im Namen der Senegalkompagnie Besiz von der Insel nahm, und Bediente einsezte, die er bey sich am Bord hatte. Von da begab er sich nach Rüfiske, Portüdal, und Joal, lauter holländische Komptoirs, die der Graf d'Estrees zu Grunde gerichtet hatte; sezte sie wieder in Stand, und schloß Bündnisse mit den Königen dieser Gegenden, worinnen er ihnen versprach, eben so viele Gefälle zu entrichten, als die Holländer bezählt hätten, mit der Bedingung, daß die Franzosen des ganzen Handels ihrer Länder mit Ausschliessung aller übrigen Nationen geniessen sollten. Nach dem zwischen Frankreich und Holland am zehnten August 1678 geschlossenen Frieden blieben die Franzosen im Besize der Eroberungen, die sie an der Küste von Afrika gemacht hatten, und folglich auch im Besize von Goree.

Die

Die Holländer, die die festere Gründung des französischen Handels an diesen Küsten nicht anders, als mit Schmerzen ansehen konnten, glaubten endlich darinn ein Mittel zur Vertreibung der Franzosen zu finden, wenn sie die Eingebornen des Landes wider sie aufwiegelten, um ihre Faktoreien und den Handel an der ganzen Küste zu zerstören. Sie rüsteten daher zu dieser Absicht ein Kriegsschiff aus, das Befehl hatte, sich der Insel Goree und aller übrigen französischen Niederlagen an der Küste zu bemächtigen. Allein dies Schiff stieß auf die Eskadre des Sieur du Casse, der sich bald Meister davon machte.

Nachdem M. du Casse alle Könige und Bewohner der Küste gebändigt hatte, die sich auf Anreizen der Holländer gegen die Franzosen empört hatten; so schloß er folgenden Vergleich mit ihnen, der nachher von dem Damel und allen Königen der Küste, vom grünen Vorgebirge an bis an den Fluß Gambia, ratificirt wurde, und folgende Artikel enthielt:

1) Daß alle Seeküsten des Königreichs Baol, und noch sechs Meilen ins Land hinein, auf ewig und eigenthümlich der französischen Senegalkompagnie zugehören sollten.

2) Daß

2) Daß die Bediente der Kompagnie, ganz allein und mit Ausschliessung aller übrigen Nationen, des ganzen Handels des Reichs in der Zukunft geniessen sollten.

3) Daß die Franzosen weder dem regierenden Könige, noch seinen Nachfolgern Abgaben oder Gefälle bezahlen sollten.

4) Daß die Negern die Barre für sechs Häute und andere Waaren nach Verhältniß annehmen sollten.

5) Daß die Unterthanen des gegenwärtigen Königs und seiner Nachfolger freien Fischfang haben sollten, ohne Abgaben bezahlen zu dürfen.

6) Daß zur Befestigung dieses Bündnisses stets zween Verwandte des Königs, die der Gouverneur von Goree wählen dürfte, als Geißel in dem Fort bleiben sollten. Dieser Punkt wurde sogleich ausgeführt. Der König von Barbesin eilte, diesem Vergleiche beizutreten; und alle Könige folgten seinem Beispiele. Der von Tin und der Damel schworen mit den übrigen die Erfüllung desselben, und zwar mit allen Gebräuchen, die bey diesen Völkern üblich sind. Auf diese Art wurde die Kompagnie Eigenthümerinn und Besizerinn von funfzig Meilen der Seeküste, und sechs Meilen ins Land hinein.

Der Keieg im Jahre 1688 zerstörte dergestalt den Handel der Gesellschaft, daß man die Insel Goree verlassen mußte, und das Fort Senegal von den Engländern überrumpelt wurde. Sie blieben aber nur sechs Monathe im Besize, und wurden, bevor sie sich befestigen oder die Eingebornen des Landes gewinnen konnten, vom Sieur Bernard gefangen genommen, der das französische Schiff le Leger kommandirte. Hierauf besezte man die Insel Goree wieder, die in dem erbärmlichsten Zustande war, und man fing an, an den Festungswerken zu arbeiten, und sie in guten Vertheidigungsstand zu sezen. Das Fort des Berges, das man das Fort St. Michael nennt, und in einem länglichten, mit zwey Bastionen versehenen Vierek besteht, deren Mauern von großen Steinen zu einer ansehnlichen Höhe aufgeführt sind, dies Fort wurde, wie das St. François genannt, wieder hergestellt; also ist die Bucht von der Kirchhofs Spize bis an die Hufeisenspize mit einem guten Retranchement, d. i. mit einem Graben vor den Mauern umgeben; und die Schießlöcher der Kanonen, die sich durchkreuzen und wechselseitig vertheidigen, machen diesen Plaz unüberwindlich, wenn er nur ein wenig von der Besazung oder den Einwohnern der Insel vertheidigt wird; welche

leztere

leztere ihn auch wirklich im Anfange des lezten Krieges auf eine sehr nachdrükliche Art vertheidigt haben.

Ungeachtet die Rade, an der Nordseite der Insel, vortreflich für alle Arten von Schiffen ist; so muß man doch einige Vorsicht brauchen, um sie gegen die Heftigkeit der Winde in der Regenzeit zu sichern, während welcher die Ostwinde herrschen, und die Einfahrt sehr schwer machen, da hingegen in der trokenen Jahrszeit die Nordwinde sie erleichtern. Aus dieser Ursache hat man Mühe, während der nassen Jahrszeit, die fast nichts als Regen, Stürme und Gewitter giebt, das nothwendige für die Insel vom festen Lande zu erhalten. Um diese Zeit nämlich säen die Negern ihren Reis und ihre Hirse, weil die Länder ohne Regen nichts hervorbringen würden: die Heftigkeit der Stürme und Gewitter, die plözlich auf einander folgen, sezt sie mit ihren Fahrzeugen in Gefahr, umgeworfen zu werden, und zu ertrinken, wenn sie nicht wie Fische schwämmen, und die Kunst besäßen, ihre Fahrzeuge wieder umzuwenden: endlich erlauben es die widrigen Winde nicht, zurükzukehren, es sey nun vom festen Lande an die Insel, oder von der Insel an's feste Land. Man versorgt sich daher

zum

zum voraus, um dieser Unbequemlichkeit auszuweichen.

Die Luft ist auf der Insel Goree die gesundeste in Afrika, weil die Hize hier mehr als anderswo durch kühlende Ost- und Nordwinde gemäßigt wird Von der trokenen bis an die nasse Jahrszeit, das ist, vom November bis an den Junius, oder Anfang des Julius ist die Luft rein, ohne Gewölke und Regen: in den vier folgenden Monaten fallen alle Tage Regen: Windstöße, Gewitter und Stürme sind so heftig, als sie nur seyn können, und die Insel ist alsdenn bald überschwemmt. Auf diese Regen und Ungewitter folgt ein heißer und der Gesundheit schädlicher Sonnenstich, der den Boden auf einmal austroknet, die Luft mit schädlichen Dünsten erfüllt, und die Krankheiten vervielfältigt. Morgens und Abends fällt ein starker Thau; Tage und Nächte aber sind in den verschiedenen Jahreszeiten nur um eine Stunde von einander unterschieden.

Die Erde muß so fruchtbar seyn, als sie ist, um in den vier Regenmonaten zwo verschiedene Erndten, die der kleinen Hirse, einer andern großen, und des Reisses zugeben. Dies ist um so nothwendiger, wenn man bedenkt, daß das Land niemals gedüngt, und nur an der Oberfläche mit einem

Eisen

Eisen umgerührt wird, das an ein, dem Stabe der Schäfer ähnliches Holz, befestigt ist, und ihren Pflug ausmacht; daß die Negern endlich in das auf diese Art zubereitete Land Hirse oder Reis säen, und die Erde nachher mit einem Bündel von Dornen eggen. Sechs Wochen nach der Saatzeit hält man die erste Erndte; und man fängt sogleich wieder an, für die zweite zu arbeiten. Doch bauen die Negern nur so viel Land, als sie für ihre Bedürfnisse brauchen. Wenn die Regen gar zu stark sind, so geht die erste Erndte verloren, und sie geben sich alsdenn Mühe, die zweite desto ergiebiger zu machen. Verunglükt auch diese entweder durch ein Uebermaaß von Feuchtigkeit, oder von Dürre; so leben sie von wildem Geflügel, Fischen, Federvieh, Milch und Früchten. Alle Ländereien sind gemeinschaftlich; ein jeder Neger baut davon so viel und so wenig, als er will, und er thut nichts weiter, als daß er die Vertiefungen und ableitende Gräben vermehrt, wodurch stehende Wasser vermieden und abgeführt werden. Der König läßt gar nichts bauen; er verlangt aber von seinen Unterthanen, (und auch dies nur allein) daß sie ihm so viel Reis und Hirse bringen, als er nöthig hat. Ein jedes Dorf in seinem Reiche hat seine bestimmten Lieferungstage, und er hat daher

alles

alles im Ueberfluß. Man durfte auch bey Todesstrafe an dem festgesezten Tage nicht ausbleiben.

Die Insel Goree ist ein nakter Felsen, und bringt schlechterdings nichts hervor. Sie hat aber das Recht, mit den Königreichen an der Küste frey zu handeln: und diese sind die Königreiche des Damel, Baol, Sin, Thin, Salum, Bar, und der Fluß Gambia bis an Alfreda, dem Fort Jacques (James) gegenüber, das die Engelländer mitten im diesem Flusse besizen. In allen diesen Ländern besizt Frankreich das ausschliessende Recht zu handeln. Der Handel aber zwischen dem Gambia, und Sierra Liona gründet sich blos auf den Besiz mehrerer Jahrhunderte, und auf die vorzügliche Liebe, die alle diese verschiedene Völker zu den Franzosen haben.

Weil Frankreich die ganze Küste dieser sechs Königreiche besizt, die funfzig Meilen lang ist, und sechs Meilen ins Land hineingeht, und auch nach dem mit den Königen 1679 geschlossenen Vergleich den ausschliessenden Handel darinn treibt; so will ich jedes Königreich insbesondere beschreiben, und in ihrer Beschreibung stets ihrer Lage an den Küsten folgen.

Die Komptoirs, die von Goree abhängen, liegen in diesen Königreichen in gewissen Entfernun-

gen von einander. Sie werden von den Königen, in deren Ländern sie liegen, beschüzt, und diese würden es nicht leiden, daß ein andere Nation, zum Schaden und wider den Willen der Franzosen, darinn handelte. Sie würden gewiß, wenn Fremde zu landen sich unterstünden, über sie herfallen, und sich ihrer Schiffe bemächtigen. Diese Faktoreien sind daher sehr sicher, weil sie durch so sehr überwiegende Mächte vertheidigt werden, daß, wenn auch ein Feind sich ihrer bemeisterte, die Könige doch alle ihre Unterthanen aufbieten würden, um ihn wieder zu verjagen und auszurotten. Diese Komptoire sind entweder in den ansehnlichsten, oder in denen zur Handlung am bequemsten liegenden Dörfern der Seeküste angelegt. Frankreich unterhält Residenten darinn, die mit Hülfe von Dollmetschern den Handel überhaupt, und den Einkauf der Sklaven besorgen. Die Einwohner eines jeden Reichs bringen alles dahin, was sie zu verkaufen oder auszutauschen haben. Es steht daher in der Gewalt des Gouverneurs von Goree, neue Faktoreien längst der ganzen Küste hin bis an den Sierra Liona, anzulegen, welches eine Streke von mehr als zweihundert Meilen beträgt.

Das

Das Königreich des Damel, mit welchem das Reich Kajor vereinigt ist, und das auch von demselbigen Fürsten regiert wird, der Damel, König von Kajor, oder vom grünen Vorgebirge heißt, trägt izt keinen andern Namen, als den Namen Damel. Dies Königreich, was gegen Norden bis an die Insel Bifesche, und gegen Mittag und Morgen bis an das Königreich Baol, oder das große Dorf Brigny geht, erstrekt sich in einer Länge von fünf und dreißig oder sechs und dreißig Meilen in gerader Linie. Seine Grenze ist von Goree nur eine kleine Meile entfernt, und man könnte daher mit einer vier und zwanzigpfündigen Kanone in das Land dieses Königs schiessen. Dies Reich ist sehr arm in Rükſicht auf den Handel, aber sehr nüzlich zur Unterhaltung der Kolonie: Man findet Ochsen, Kühe, Hühner, Flügelwildpret, und Fische im Ueberfluße darinn. Wenn der König mit seinen Nachbarn im Frieden lebt; so giebt dies Land nur wenige Sklaven. Wenn er aber Krieg führt; so liefert es die besten und schönsten aus Afrika. Der König handelt nur allein mit Goree, wohin auch alle seine Unterthanen die Produkte ihres Landes bringen. Dieser König ist oft mit seinen eigenen Unterthanen im Kriege begriffen, die in einer gänzlichen Unabhän-

gigkeit

gigkeit leben wollen. In Zeiten des Aufruhrs verlassen sie ihre Dörfer. Weiber und Kinder machen Anspruch auf das Recht, sich nach Goree begeben zu dürfen, die Männer hingegen, die Waffen tragen können, ziehen sich in die Insel Magdalene (de la Madelaine) zurük, die vier Meilen westwärts von Goree liegt, und die Aufrührer unzugänglich macht. Alsdenn muß der König sich damit begnügen, nur die zu Sklaven zu machen, die aus Eigensinn in den empörten Dörfern zurükgeblieben sind. Alle Gefangene von beiden Seiten werden ohne Auswechselung verkauft.

Im Jahr 1763 überfiel der Damel mehrere aufrührische Dörfer, machte viele Gefangene, und führte das Vieh der Einwohner weg. Allein diejenigen, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, versammleten sich wieder, legten sich in einen Hinterhalt, und waren so glüklich, den König nicht nur zu schlagen, sondern ihm auch alle Gefangene und Beute wieder abzunehmen.

Er verkaufte im Jahr 1763 an Frankreich die Erdspizen Dakar und Bin, die der Insel Goree aus mehrern Ursachen sehr wichtig sind, nicht nur, um Festungswerke darauf anzulegen, oder um das zum Unterhalte der Insel erforderliche Vieh da aufzubewahren, sondern auch wegen der Quellen,

die

die der Insel sowohl, als den ankommenden Schiffen Wasser geben, und endlich wegen des Br-nn- und Bauholzes, das man aus diesem Königreiche erhält. Ueberdem haben die Franzosen noch ein Komptoir mit Residenten im Dorfe Rüfiske, das gleichfalls im Distrikte des Damel liegt, und nur drey Meilen von Goree entfernt ist. Auch in diesem Dorfe wird allerley Handel getrieben, ungeachtet die wichtigsten Zweige desselben aus dem ganzen Königreiche sich in Goree vereinigen. Dies Königreich ist von beträchtlichem Umfange wegen seiner Buchten, Bayen und Uferkrümmungen, und erstrekt sich fast achtzig Meilen ins Land hinein. Die Franzosen und übrigen Einwohner von Goree durchreisen queer dieses ganze Königreich, um zu Lande an den Senegal zu kommen, welches einen Weg von vierzig Meilen ausmacht. Man nimmt diesen Weg, um desto geschwinder hinzukommen, weil die widrigen Winde Schiffe und Fahrzeuge aufhalten, besonders wenn man nach Goree zur See zurükkehren will.

Das Königreich Baol liegt sieben Meilen ostwärts von Goree: es fängt beim kleinen Strome Brigny an, und hört an dem Flusse Serene auf. Die Franzosen haben im Dorfe Portùdal an der Seeküste eine ansehnliche Faktorey angelegt, wo

man

man Butter und Hirse so wohlfeil einkauft, daß man sie fast für nichts erhält. Der Sklavenhandel ist hier gleichfalls wichtig, und er würde noch wichtiger seyn, wenn das Vorrathshaus stets mit allen erforderlichen Waaren versehen wäre. Da dieses aber oft entblöst ist; so wird der König von Baol genöthigt, mit den Mandingischen oder Mohrischen Kaufleuten zu handeln, die ihm seine Sklaven abnehmen, und den Engländern am Senegal wieder verkaufen, von denen sie dann die Waaren erhalten, die zur Fortsezung dieses Handels nöthig sind. Diesen Handel kann man ihnen entreissen, wenn man will, und dieses um desto mehr, da er dem Handel zu Goree durchaus nachtheilig ist, da ferner die Könige der Küste den Franzosen vor allen übrigen Völkern günstig sind, und eben deswegen am liebsten mit ihnen handeln. Ueberdem sind die französischen Waaren mehr nach ihrem Geschmak, und nach dem Urtheile dieser Gegenden von einer größern Güte. Es ist ausgemacht, daß Baol vormals nicht allein alle Butter und Hirse für Goree, sondern auch noch fünf bis sechshundert Sklaven lieferte, die es noch liefern würde, wenn man sich mit den zu diesem Handel gehörigen Waaren versähe.

Die

Die Königreiche Thin, Sin, und Barbesin fangen bey der Spize Serene an, und hören bey dem Fluß Brüssalüm auf. Sie erstreken sich nur zwölf Meilen an der Küste, und geben der Kolonie Ochsen und Reis im Ueberfluß. Sie sind nur zwanzig Meilen ostwärts von Goree entfernt. Das Pfund Reis köstet ungereinigt nur sechs Deniers, und gereinigt, einen Sol, sechs Deniers, wie ich selbst oft erfahren habe. Die Ochsen sind gewöhnlich, wie die in Frankreich; der theuerste kostet nur zwey Barren von Waaren, die bey den Negern acht Livres, und nach französischem Gelde sechs bis sieben Livres werth sind. Im Dorfe Joal ist ein französisches Komptoir, von da aus man die eingekauften Ochsen nach Portüdal bringen läßt, wo man sie einschifft, um sie entweder nach Goree, oder der Weide von Dakar fortzuschaffen. In der Faktorey zu Joal handelt man Negern eben so, wie zu Portüdal, ein; die Einwohner sind meistens katholisch. Während meiner Mißion im Jahr 1764 habe ich über achthundert Personen von allen Altern getauft, und mehrere Mahumedaner zum christlichen Glauben bekehret. Der König, den man Barbesin nennt, war über ihre Bekehrung sehr erfreut, und als er mir die Mißion in seinen Königreichen erlaubte, gab er mir die Versicherung, daß seine besten Un-

terthanen

terthanen Christen wären, und daß er höchst zufrieden damit seyn würde, wenn ich diejenigen, die noch keine wären, bekehren könnte. Er ist dem Christenthum geneigt, erkennt ein oberstes Wesen, und gesteht, daß der große Gott, den wir anbeten, eben derjenige ist, den er als den Herrn der Welt verehrt. Er raisonnirt nach Grundsäzen, sucht sich zu unterrichten, redet mit Wärme von der Religion, prüft die Beweise, die man ihm vorlegt, macht Einwürfe, und giebt endlich der Wahrheit nach. Von den Geheimnissen, gegen welche die Offenbarung unsern Glauben hinlenkt, gesteht er frey, daß er nichts begreifen könne. Wie soll ich diesen Glauben, sagt er, erhalten? wenn Gott ihn mir nicht giebt, so werde ich nie dazu gelangen. So hat dieser Prinz aus Mangel von Unterricht erst einen kleinen Theil des Wegs gegen die Religion gemacht.

Dieser König verwünscht die Engländer; er will weder mit ihnen handeln, noch sonst etwas mit ihnen zu thun haben. Sie haben, sagt er, meinen Bruder vergiftet, und ich würde unstreitig ein gleiches Schiksal haben, wenn ich ihnen den Eintritt in mein Königreich erlaubte. Von dieser Zeit an hat sich's auch kein Engländer unterstanden, an seiner Küste Anker zu werfen. Und wenn

einer

einer so kühn seyn sollte; so würde er sich gewiß den äußersten Gefahren aussezen.

Das Königreich Salûm, oder Brûsalûm liegt am Flusse gleiches Namens, dessen Mündung vier und zwanzig Meilen von Goree entfernt ist. Dieser Fluß ist für alle Kauffartheischiffe befahrbar, wenn sie nur von einem geschikten Lootsen geführt werden. Ich werde ihn auf das genaueste beschreiben, wenn ich von den neuen Wegen zu den Goldminen in's innere Afrika reden und zeigen werde, daß eben diese Wege leichter und weniger beschwerlich sind, als der auf dem Senegal nach Galam, das seiner Goldminen wegen so sehr bekannt ist.

Es ist unstreitig, daß der König von Salûm, wegen des Flusses gleiches Namens, sich unter allen Königen der Küste in der besten Lage für den Handel befindet, daß er ferner der reichste und mächtigste ist, aber auch derjenige, auf den man sich am wenigsten verlassen kann, weil er sowohl als seine Unterthanen sich gar kein Gewissen daraus machen, wie wirklich die übrigen Afrikaner thun, Vergleiche und Bündnisse zu brechen, wenn sie ihre Vortheile dabey finden, oder wenn man nur die geringsten Kleinigkeiten in den festgesezten Bedingungen nicht erfüllt. Vor ihm nehmen sich daher auch alle Könige in Acht, um nicht von ihm hintergangen

gangen zu werden. Sie führen oft Kriege gegen ihn, allein diese sind auch Ursachen, daß er alle Jahre eine so große Anzahl gefangener Sklaven verkaufen kann. Er hat noch andere Vortheile, z. B. die Goldminen, denen er nahe ist, und wohin sein Fluß ihm einen leichten Weg öffnet; durch beide wird er in den Stand gesezt, einen ansehnlichen Handel mit Gold, Sklaven und Elfenbein zu treiben.

Sein Reich ist den Franzosen, Engländern, Mohren, und den Mandingischen Kaufleuten benachbart und gelegen, und es wird daher immer vortheilhaft seyn, einen Handlungstraktat mit ihm zu schliessen, der den Franzosen den Weg in das Innere von Afrika öffnen, und ihnen Gelegenheit verschaffen kann, an den Goldminen Faktoreien anzulegen. Während meiner Mißion in der Nachbarschaft wollte er sich mit den Franzosen wieder aussöhnen, und versicherte, daß er gegen sie nichts, als auf Antrieb der Engländer, unternommen hätte, von denen er aber wäre hintergangen worden. Er erbot sich gleich, Geissel zur größern Versicherung der auszumachenden Bedingungen zu geben. Wenn ich bey meiner Rükkunft nach Goree nicht gefährlich krank geworden wäre, und meine Gesundheit es mir erlaubt hätte, länger da zu bleiben;

so würde ich die lezte Hand an dies Werk gelegt haben. Dieses würde mir um desto leichter geworden seyn, da der König von Salûm dem Beispiele der übrigen Könige zu folgen, und die Engländer zu verabscheuen anfing, nach denen er sich vorher ganz allein gerichtet hatte. Einzelne Engländer hatten ihn so aufgebracht, daß er nichts mehr von ihnen hören wollte.

Dies Königreich, das reichste für den Handel an der Küste, ist nicht allein der Insel Gorée vortheilhaft gelegen, sondern es ist auch, wie sein Strom, von dem Departement dieser Insel eingeschlossen. Es ist daher immer ein sehr wichtiger Gegenstand für die Franzosen, und es läßt sich kaum begreifen, wie man es bisher so sehr vernachläßigt habe, um nicht einmal zu wissen, ob der Fluß Salûm schiffbar sey oder nicht? Die einzelnen Glieder der Kolonie haben für ihre eigenen Vortheile, nicht für das Interesse des Staats gearbeitet. Keiner hat etwas außerordentliches, weder für neue Entdekungen, noch die Errichtung neuer Niederlagen, noch endlich auch für das Beste der Kolonie thun wollen. Ein jeder stürzte sich in Vergnügungen, und entnervte sich durch Weichlichkeit. Bloße Bediente und Kommissarien, die nur geringe Besoldungen hatten, verthaten jährlich

mehr

mehr als zehntausend Franken. Es finden sich noch zu Goree, am Senegal, und Gambia mehrere von ihren Beischläferinnen, die 100000 Livres reich sind, ungeachtet sie vor dem aus mehrerem Betrachte verderblichen Umgange mit ihnen nichts hatten.

Salúm und sein Fluß waren ihnen so zu sagen unbekannt, das erste mit seinem reichen Handel, und der leztere mit seiner leichten Schiffarth und den Goldminen, zu denen er hinauf führt. Ein englisches Schiff hätte zur Nachahmung reizen sollen: es schiffte den ganzen Fluß hinauf, und es würde mit Schäzen beladen zurükgekehrt seyn, wenn es sich an den König von Salúm gewandt, und seine Unterthanen nicht durch Gewaltthätigkeiten gegen sich in Waffen gebracht hätte. Die leztern warfen sich in eine ungeheure Menge von Pirogen, die aus einem einzigen Baume gemacht sind, um zu entern; sie erstiegen wirklich das Schiff, und erschlugen alle Engländer, die sich darauf befanden. Von dieser Zeit an hat kein Engländer es gewagt, diesen Strom hinaufzusegeln.

Der König von Salúm allein handelte mit ihnen. Er schikte seine Sklaven nach dem Fort Jacques, im Flusse Gambia, um dagegen europäische

Waaren, besonders Waffen, Pulver, Bley und Branntewein einzuhandeln, die ihm alle in den Kriegen nothwendig waren, die er mit seinen Nachbaren führte. Dieser König kann alle Jahre achthundert Sklaven liefern, ohne die übrigen Zweige des Handels in Gold, Wachs und Gummi zu rechnen, welchen leztern Gummihandel man durch den Verlust vom Senegal, und durch die Verlassung der Komptoire zu Arguin und Portendik eingebüßt hat: ein Verlust, den man durch das Königreich Salum wieder ersezen kann, das ohnedem, wie ich bald zeigen werde, einen kürzern und leichtern Weg zu den Goldminen darbietet.

Der glükliche Fortgang dieses wichtigen Handels hängt von der Wachsamkeit, der Treue, Klugheit und Vorsicht ab, die diejenigen nothwendig besizen und ausüben müssen, deren Händen er anvertrauet wird. Vor allen Dingen aber muß man die Könige, die man braucht, zu schonen und zu gewinnen suchen. Zu dieser Unternehmung werden wahrhafte Bürger erfordert, die, zufrieden mit den Besoldungen, die ihnen ausgesezt werden, nicht für sich, sondern für das Wohl der Kolonie arbeiten, und sich in die Denkungsart der Negern zu schiken, wie ihre Gunst zu erhalten wissen.

Alsdann wird man den französischen Handel in diesem ganzen Erdtheile blühen sehen.

Das Königreich Bar fängt bey dem Flusse Betonde an, und hört mit dem Strome Guignak an der Küste auf. Es liegt zwischen dem Königreich Salúm und dem Gambia, fünf oder sechs und dreißig Meilen von Goree. Dieser lezte Fluß, den sein Handel so berühmt macht, gehört dem Könige von Bar zu, der die Franzosen eben so sehr liebt, als er die Engländer verabscheut. Er ist unter allen Königen der Küste derjenige, mit dem man den dauerhaftesten und sichersten Handel errichten kann. Er ist Herr vom Gambia, der Schiffe hundert und funfzig Meilen hinauf in's Innere von Afrika trägt, und an dessen Ufer die Franzosen das wichtigste ihrer Komptoire besizen, dasjenige nämlich, was zu Alfreda, einem Dorfe, des Königreichs Bar angelegt ist, welchem gegenüber die Engländer mitten im Strome das Fort Jacques haben, das die Franzosen mehr durch Gewalt als mit Recht hindert, den Fluß höher hinauf zu steigen und zu handeln. Es läßt sich kaum erklären, warum die Franzosen zur Zeit der Senegalkompagnie sich nicht der Macht eines so gut gegen sie gesinnten Königs bedient haben, um die Engländer, wenigstens in Kriegszeiten, aus diesem

Fort

Fort zu verjagen, und es von Grund aus zu schleifen. Denn im Fall einer solchen Eroberung würden die Franzosen es zur Sicherheit ihres Landes auf dem Flusse gar nicht brauchen, da hingegen die Engländer ohne dies Fort sich gar nicht erhalten könnten, weil der König von Bar ihnen sonst alle Gemeinschaft untersagen würde. Hätten die Franzosen sich dieses Forts bemächtigt; so würden sie Meister vom Flusse, und folglich vom ganzen Handel dieser Gegenden geworden seyn, der besonders für den Einkauf der Negern der wichtigste in ganz Afrika ist. Blos wegen dieses Forts erhalten die Engländer jährlich mehrere Tausende von Sklaven: und man rechnet, daß in einem einzigen Jahre funfzig englische Kauffartheischiffe den Fluß hinaufgesegelt sind, um alle Arten von Handel, die in diesen Gegenden statt finden, zu treiben.

Die Franzosen herrschen, so zu sagen, im ganzen Königreiche Bar. Es ist ihnen alles erlaubt, Negern einzutauschen, Komptoire anzulegen, und alles, was sie nöthig haben, für einen geringen Preis im Lande einzukaufen. Der König willigt in alles, und er bemüht sich nur, sie zu verbinden, und ihren Handel zu erleichtern. In diesem Königreiche ist das Christenthum schon seit mehrern Jahrhunderten auf das festeste gegründet. Man

findet

findet noch izo sieben Dörfer darinn, deren Einwohner fast alle Christen sind. Man nennt sie Portugiesen, weil portugiesische Priester sie ehemals in der christlichen Religion unterrichtet haben. Sie sind alle Negern, den Franzosen sehr günstig, und gewissenhafte Beobachter der Religion. Als ich im Jahr 1764 als Mißionar hinkam, hatten sie in zwanzig Jahren weder Priester noch Mißionarien gesehen. Nichts destoweniger aber suchten sie doch die Pflichten der Religion zu erfüllen, und versammleten sich alle Tage bey dem Geläute einer Gloke sowol zum Gebet, als zum Vortrage der wichtigsten Geheimnisse der Religion. Sie tauften ihre Kinder, wenn sie sie tödtlich krank glaubten, und baten alle Tage zu Gott, ihnen einen Mißionar zu schiken, der den übrigen Bedürfnissen ihrer Seelen abhülfe. Als sie mich daher ankommen sahen; gaben sie die unverdächtigsten Zeichen der Freude von sich, warfen sich aus Ehrfurcht auf die Erde nieder, und erhoben hierauf ihre Hände gen Himmel, mit den inbrünstigsten Danksagungen für die Gnade, womit er ihnen den so lange, und so sehnlichst gewünschten Priester zugesandt hätte.

Den Tag nach meiner Ankunft sang ich die große Meße, mit der Aussezung und Segnung

des

des allerheiligsten Sakraments, welche unter dem Donner der Kanonen vom französischen Fort zu Albreda geschah. Nicht allein die Christen, die dergleichen niemals gesehen hatten, sondern auch die Mahumedaner wurden entzükt. Die Kapelle wurde in kurzer Zeit erbaut und ausgeschmückt. Ich hatte alle heiligen Gefäße, und was ich sonst zur Auszierung für dienlich hielt, mitgebracht; und alles kündigte die Majestät des großen Gottes an, den man anbetete. Nachdem der Gottesdienst geendigt war, bat das Volk um die Sakramente; einige der Taufe, und andere der Versöhnung; selbst die Mahumedaner warfen sich nieder, und flehten um die Gnade, in die Zahl der Christen aufgenommen zu werden. Jeder Tag wurde durch eine große Zahl von Taufen bezeichnet; in den Zwischenzeiten unterrichtete ich die Mahumedaner, die in Menge die Irrthümer ihrer Religion abschworen, und das Christenthum annahmen.

Die übrigen Einwohner des Königreichs Bar, und sogar manche aus den benachbarten Königreichen an beiden Ufern des Flusses kamen mit ihren Familien herbey, theils um sie taufen, theils um diejenigen unterrichten zu lassen, die vormals getauft worden waren. Auch waren die Bekehrun-

gen so glücklich und zahlreich, daß ich selbst darüber erstaunte, und die lebhafteste rührendste Freude empfand. Was mich am meisten begünstigte, war dieses, daß einige alte Negern das Französische verstanden, was sie zur Zeit der Senegalkompagnie gelernt hatten. Sie dienten mir daher als treue und eifrige Dollmetscher zur Bekehrung andrer. Ich gab ihnen Katechismen, und sie nahmen es auf sich, diejenigen zu unterrichten, die es nöthig haben würden, und besonders alle Tage eine allgemeine Versammlung in jedem Dorfe zu halten, theils um zu beten, und theils nach der ihnen gezeigten Lehrart im Katechismus zu unterrichten. Ich taufte über 700 Personen, und bekehrte eine große Menge von Mahumedanern.

Als die Einwohner sahen, daß ich abreisen wollte, boten sie mir Geschenke an, allein ich schlug sie alle aus. Sie wurden dadurch auf das lebhafteste gerührt, weil sie eine solche Uneigennützigkeit nicht kannten, womit ich sie seit meiner Ankunft für mich eingenommen hatte. Wenn meine Umstände es erlaubt hätten, die Zeit meiner Mission zu verlängern, so würde ich außerordentliche Bekehrungen bewirkt haben; allein ich war

der

der einzige von meinem Stande in Afrika, und meine Pflicht rief mich nach Goree zurük.

Das Komtoir zu Albreda ist mit Gräben, und verflochtenen Pallisaden befestigt, die neun oder zehn Schuh hoch sind. Es ist ferner mit vier vierpfündigen Kanonen, und zehn bis zwölf Stüken zum Steinschießen besezt, und kann also den heftigsten Angriffen der Neger widerstehen. Sie müßten es förmlich belagern, wenn sie sich Meister davon machen wollten. Es ist beträchtlich wegen des Negernhandels, der allemal mit der Menge von Waaren im Vorrathshause in Verhältniß steht. Wenn man die Könige der Küste, oder des innern Landes durch gute Begegnung und kleine Geschenke zu gewinnen weis; so schiken sie ihre Sklaven nach Albreda, wie man die Pferde in Frankreich zum Verkauf auf die Märkte schikt.

Es kommen dann und wann Haufen von vier bis fünfhundert auf einmal an. Dieser Zufluß hat aber seine bestimmte Zeit. Er fängt im Februar an, und hört vor den nassen Monaten auf; binnen dieser Zeit führen die Mandingischen Kaufleute ihre Sklaven aus dem Innersten von Afrika herbey. Sie liefern mehr als vier tausend Stük, besonders wenn man die Vorsicht braucht, ihnen

sichere

sichere Personen entgegen zu schiken, um sie zu benachrichtigen daß in der Faktorey zu Albreda Waaren genug vorhanden sind. Alsdann geben sie sich nicht mit den Engländern ab, weil sie den Franzosen günstiger sind, und deren Waaren denen der erstern vorziehen. So bald die Negernkönige erfuhren, daß die Franzosen von den Komptoiren Albreda und Gambia wieder Besitz genommen hätten; so ließen sie sich durch Abgeordnete erkundigen, ob sie Skaven kaufen wollten; in diesem Fall würden sie ihnen vor allen übrigen den Vorzug geben.

Außer diesem großen Sklavenhandel kauft die Faktorey zu Albreda das ganze Jahr durch die gefangene Feinde von den Königen der beiden Ufer des Gambia, und andern benachbarten Fürsten; ferner Elfenbein und Wachs. Ein Pfund gelbes Wachs kostet drey Sols, sechs Deniers, oder höchstens vier Sols. Das Elfenbein ist so wohlfeil in Absicht auf seinen Preis in Europa, daß man fast sagen kann, daß es nichts koste. Jeder Zweig des Handels also giebt große Vortheile; und diese würden sich täglich vermehren, wenn man eben so treue als kluge Bediente hinschikte. Allein ein Unglück war es bisher, daß man nur solche Menschen gebraucht hat, die allein für ihr Glük sorgten,

ten, und die zu wenig Einsichten und Erfahrung hatten, um so große Absichten auszuführen.

Viertes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Gambia, und der Königreiche, die längst den Ufern dieses Flusses liegen.

Der Gambia ist ein Arm des Niger oder des Senegal, nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Negern und Mandingischen Kaufleute, die ihn sehr oft bis über die Felsenbank bey Barakonda, und den Rohrsee hinauf und herabfahren, wo er nicht mehr schiffbar ist, und sich während einer großen Streke Weges gänzlich verliert. Er entsteht bey dem Dorfe Barakota, wo der Niger sich in zween Arme theilt, wovon der südwärts gehende Gambia genannt wird. Nach einem langen Laufe scheint er sich in einem morastigen Sumpfe oder See zu verlieren, der durch dichtes Rohr ganz undurchdringlich wird. Allein aus eben diesem See kommt er endlich in der Gestalt eines schönen und tiefen Flusses wieder hervor, wie man ihn beim Dorfe Barakonda bis an den Rohrsee sieht. Es ist also gewiß, daß man so wohl auf dem Niger, als auf dem Gambia zu den Dörfern Barakota und Barakonda kommen kann,

die

die in dem Mittelpunkte der Goldminen liegen, — daß ferner der Weg auf dem Gambia wenigstens um achtzig Meilen kürzer ist, als der auf dem Senegal, wie ich es in diesem und den beiden folgenden Kapiteln zeigen werde.

Der Gambia ergießt sich ins Meer, zwischen dem Kap St. Maria gegen Süden, und der kleinen Vogel-Insel (l' Jslot aux Oiseaux) gegen Norden. Die Mitte seiner Mündung liegt unter dem dreizehnten Grad und zwanzig Minuten nördlicher Breite. Diese Mündung ist zwischen dem Kap St. Maria und der Vogelinsel ohngefähr sechs Meilen breit. Diese kleine Insel, die von Goree in gerader Linie ein und dreißig Meilen entfernt ist, wird von einer großen Sandbank umgeben, die sich fast bis an den Fluß Salûm erstrekt, deren südliche Spize fast zwo Meilen ins Meer hineinläuft, und die rothe Bank genannt wird. Gegen Süden, der Spize Bagnon gegen über, findet sich noch eine andere Bank, die bis an die Vogelinsel geht. Man hat sie ihrer Figur wegen Talon de Bagnon genannt. Sie hat nur eine oder anderthalb Klafter Wasser, und zugleich einige Felsspizen, an denen die See sich so stark bricht, daß man sie von ferne erkennen kann. An diesen Kennzeichen, und drey Bäumen, die auf

dem Kap Pele stehen, erkennt man die Mündung des Flusses, wenn man aus der See kommt.

Die Entfernung, die sich zwischen diesen beiden Bänken, und der Ferse (Talon) und der Spize Bagnon findet, bildet zwo Fahrwasser oder Einfahrten. Die eine, die die kleine genannt wird, ist nur allein für Barken, und andere geringere Fahrzeuge, weil sie nur anderthalb Klafter Wasser hat; die große hingegen, die gegen Norden zwischen dem Talon de Bagnon und der Vogelinsel liegt, ist für alle Arten von Schiffen. Sie hat in der Mitte, von der südlichen Spize der rothen Bank bis an die Pointe de Barre, acht, neun und zehn Faden Wasser, und der Strom zwischen den Spizen Barre und Bagnon zehn bis zwölf Faden. Von da bis an das Englische Fort Jacques hält der Strom sechs bis neun Faden Wasser. Die beiden Seiten der Mündung sind mit vielen Bänken und Felsen besezt, die tief in den Fluß herein laufen. Die Kanoes der Negern, und selbst Schaluppen fahren während der ordentlichen Fluth über diese Bänke und Felsen weg.

Drittehalb Meilen von der Mündung dieses Flusses, nordwärts, liegt das Dorf Barre, der gewöhnliche Wohnsiz des Königs dieses Namens.

Wenn

Wenn man es besuchen will; so muß man in der Mitte des Flusses ankern, und in einem Boot ans Ufer fahren. Dies Dorf liegt mitten im Gehölze, drey Viertelmeilen vom Flusse entfernt; man erkennt es allein an zween über alle übrige hervorragenden Bäumen. Man findet aber stets Negern auf dem Strome, von denen man sich hinführen lassen kann. Von der Vogelinsel bis an das Hundseiland sind zehn, von dieser leztern bis an die Erdspize Lamai zwo, von da nach Albreda wieder zwo, und von Albreda nach Gilfai, das dem Englischen Fort gegenüber liegt, eine halbe Meile.

Bey der Einfahrt in den Fluß bemerkt man links einen Haufen von Bäumen, in deren Mitte vorzüglich einer steht, der viel größer und höher als die übrigen ist, und das Zelt des Königs von Barre genannt wird. Die Engländer, die gegen andere Nationen so stolz sind, haben sich soweit herabgelassen, dies angebliche Zelt allemal, wenn sie vorbeifahren, mit ihren Kanonen zu begrüßen. Der Negerkönig ist an diese Ehren- oder Achtungsbezeugung so sehr gewöhnt, daß er sie allemal, wenn sie in den Fluß einsegeln, von ihnen verlangt, und er würde ihnen gewiß allen Handel untersagen, und alles übrige Leid zufügen,

wenn sie es unterlassen sollten. Die Länder dieses Königs sind an der nördlichen Seite des Gambia von Westen gegen Osten nur achtzehn Meilen lang; und sind zwischen diesem, und dem Flusse Guinak immer eingeschlossen, der ein Arm des Salums ist; sie erstreken sich aber über siebzig Meilen in Afrika hinein.

Ungeachtet der Gambia tief ist, so muß man doch immer, wenn man hinein gekommen ist, das Bleiloth in der Hand haben, und sich näher an das nördliche als südliche Ufer halten, weil in der Gegend der Pointe de Barre eine Untiefe ist, wo sich nur drey Faden Wasser finden, und viele Schiffe, die nicht Vorsicht genug brauchten, gestrandet sind. Es ist wahr, daß der Grund ganz weich und rein von Felsen ist, und daß man, wenn man nicht gar zu weit hinauf gekommen ist, nichts zu fürchten hat; allein man hat viel zu thun, und muß die Fluth abwarten, ehe man sich wieder losarbeiten kann. Man muß ferner wohl darauf Acht geben, daß man, wenn man sich der Hundsinsel nähert, stets in der Mitte des Flusses bleibt, um eine Bank von Kieseln zu vermeiden, die wohl eine Viertelmeile in den Fluß hereinläuft, und auf der man nicht ohne die größte Gefahr sizen bleiben würde, weil die Heftigkeit des

Stroms

Stroms und der Fluth das arbeitende Schiff zerstoßen könnte. Wenn man über diese Gefahr weg, und die Hundsinsel vorbey gesegelt ist; so hält man sich immer ans nördliche Ufer, wo der Grund sanft ist, und man wirft Albreda gegenüber auf sechs oder sieben Klaftern Anker. Man erkennt dies Dorf an den großen Bäumen, dergleichen sich auch in dem gegenüber und im Flusse liegenden Fort Jacques finden. Dies Fort würde sich gut vertheidigen können; allein es hat weder Holz, noch Wasser, nicht einmal Wasserbehälter. Die Engländer hängen daher stets von den Negern ab, von denen sie Holz und Wasser, und andere Nothwendigkeiten kaufen müssen.

Der Gambia ist bey Albreda, und noch funfzig Meilen höher hinauf sehr breit; man giebt ihm eine Breite von mehr als drittehalb Meilen, und seiner Tiefe wegen ist er zweihundert und funfzig Meilen von seiner Mündung an schiffbar. Ein Schiff von vierzig Kanonen und dreihundert Tonnen kann bis Guiachor kommen, das funfzig Meilen vom Meer entfernt ist, und eines von zweihundert und funfzig Tonnen kann bis nach Barakonda hinauf segeln, das zweihundert und funfzig Meilen von der See liegt. Man kann ihn während der ganzen troknen Jahrszeit vom December

bis

bis an den Junius oder Julius befahren; allein in dem übrigen Theile des Jahres ist es unmöglich, sich hinein zu wagen, wegen ungeheurer Ueberschwemmungen, die die unaufhörlichen Regen verursachen, und die seinen Lauf oder Strom so unwiderstehlich reißend machen, daß man ihn auch mit dem günstigsten Winde nicht übersegeln kann. Von dieser Seite unterscheidet sich der Gambia sehr vom Senegal, den man nur allein während der Ueberschwemmungen bis nach Galam hinaufsegeln kann, weil alsdenn alle Felsenbänke und Untiefen so sehr bedeckt sind, daß große Barken ohne Gefahr darüber fortlaufen können.

Die beiden Ufer des Flusses werden von verschiedenen Königen beherrscht, deren Länder in Rüksicht auf die Theile des Ufers, die ihnen zugehören, sehr eingeschränkt sind. Ich will nur von denen reden, die vom Königreiche Barre an bis zweihundert und achtzig Meilen den Fluß hinauf gegen Osten liegen. Das Reich Barre, was am nördlichen Ufer liegt, ist längst dem Flusse achtzehn Meilen lang; Guiakonda, was hierauf folgt, nur fünf; Badissu, zwanzig; Salûm, was diese drey erstern gegen Norden und Westen umgiebt und einschließt, zwo; Guiana eben

so viel; Kouhau vier; Guiani dreißig; und Ubi, was zwischen Barakonda und der Felsenbank aufhört, neunzig Meilen in gerader Linie. Wenn man hierzu noch ein und siebzig Meilen wegen der beträchtlichen Krümmungen des Flusses hinzu thut, so wird man zweihundert und funfzig Meilen von der Pointe de Barre bis an die äußerste Gränze des Königreichs Ubi herausbringen, wie man es in den Charten bemerken wird, die ich selbst von diesen Gegenden aufgenommen habe.

Das südliche Ufer des Flusses ist gleichfalls in acht Königreiche vertheilt, unter denen Kombo an der Spize St. Maria anfängt, und beim Flusse Kombe aufhört. Die Spize des Kap St. Maria, von der ich vorher geredet habe, ist durch einen großen Palmbaum merkwürdig, wenn man auf der See in einer sehr großen Entfernung entdeckt. Wenn man die Entfernung dieser beiden Oerter in gerader Linie mißt, so wird man nur zehn Meilen herausbringen. Das Königreich Foigni fängt bey diesem leztern Flusse an, und hört bey einem andern, der Bintan heißt, auf. Vom Flusse Kombe bis an den Fluß Ferbat sind viertehalb Meile; von diesem bis an den Berofet drittehalb; vom leztern bis an den Indemba nur

eine

eine halbe; vom Indemba bis an den Painam anderthalb; von diesem bis an den Bintan drey Meilen; überhaupt also eilf Meilen für die ganze Ausdehnung des Königreichs Foigni, dessen Beherrscher den Titel Kaiser führt. Sein Reich, das seines Umfangs wegen wenig bedeutend ist, wird es aus andern Ursachen desto mehr; es ist außerordentlich bevölkert; seine Unterthanen sind arbeitsam, und lieben den Handel, und, ohne ihr Land zu verlassen, haben sie doch noch vieles Fremden und Nachbaren zu verkaufen. Die Flüsse, die ich eben genannt habe, und eine Menge von Bächen bewässern das Land; und geben ihm eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Es ist ein wahrer Pflanzgarten für alles, was zum Leben nothwendig ist. Schon vor vielen Jahren haben die Franzosen Niederlagen zu Bintan, wie auch zu Gereges gehabt, das nur sieben Meilen davon liegt. Niederlagen, die sie, wenn sie wollen, wieder herstellen können.

Das Königreich Kiam fängt am östlichen Ufer des Flusses Bintan an, und erstrekt sich längst dem Gambia in einer Länge von zwanzig Meilen. Das darauf folgende Reich Geagera, oder Geagra, ist nur zehn, Guameua funfzehn, Kiakonda vierzig, Sumana eben so viele, und Kantor

zwan-

zwanzig Meilen lang; alle zusammengenommen also machen eine Streke von ein hundert und fünf und sechzig Meilen in gerader Linie aus; zu diesen die vier und achtzig Meilen für alle Buchten, Spizen und Krümmungen, die der Fluß bildet, hinzugethan, machen die zweihundert und funfzig Meilen aus, die ich vorher angegeben habe.

Die Bewohner der Normandie und von Dieppe haben sich zuerst, vom Jahr 1390 an, an den Ufern des Gambia niedergelassen. Bey dem Verfall der Normandischen Handlungsgesellschaft haben die Portugiesen sich nachher ihrer Besizungen bemächtigt; und diese sind wiederum von den Engländern verjagt worden. Die Portugiesen waren es, die zuerst die Fahne der christlichen Religion in diesem ganzen Theile von Afrika aufgestekt haben. Man nannte alle Neubekehrte Portugiesen, und eben deswegen werden noch jezo alle christliche Familien Portugiesische genannt. Als ich mich 1764 sowohl am Gambia als auch an den Seeküsten als Missionarius aufhielt; habe ich allenthalben eine große Zahl christlicher Famillien gefunden, die, seit langer Zeit in die tiefste Unwissenheit versunken, keine andere Epoche ihrer Bekehrung zum Christenthum, als den Aufenthalt

der Portugiesen am Gambia und den Küsten von Afrika anzugeben wußten.

Die Engländer genossen den Handel dieses Flusses bis ins Jahr 1695, wo der Graf von Gennes, Befehlshaber einer Französischen Eskadre, sie verjagte, das Fort Jacques einnahm, und alle Festungswerke in die Luft sprengen ließ. Nach dieser Eroberung war der ganze Handel des Flusses in den Händen der Franzosen bis an den Ryswikischen Frieden, durch welchen ausgemacht wurde, daß alle von beiden Seiten gemachte Eroberungen zurükgegeben, und alles wieder auf den Fuß gesezt werden sollte, wie es vor dem Kriege war. Vermöge dieses Traktats kamen die Engländer wieder in den Besiz des Forts, und fiengen an, es aus seinen Ruinen von neuem aufzubauen. Um dieses ohne Unkosten thun zu können, erlaubten sie allen Kaufleuten ihrer Nation den Handel auf dem Gambia unter der Bedingung, daß sie zur Wiederherstellung des Forts Jakques zehn von hundert an den Direktor der Kompagnie bezahlen sollten; und daß diejenigen, die nicht auf der Stelle diese Procente geben würden, zwanzig von hundert bey ihrer Rükkehr entrichten sollten. Diese Geseze wurden buchstäblich beobachtet und ausgeübt.

Diese unüberlegte Erlaubniß aber richtete durch die traurigen Folgen, die sie nach sich zog, den ganzen Handel zu Grunde. Ganze Haufen von Kaufleuten eilten nach Afrika, und suchten so geschwind als möglich vor allen übrigen ihre Ladung zu machen. Um desto schneller fertig zu werden, trieben sie den Preis der Sklaven dreimal so hoch hinauf, als er vorher gewesen war. Ein Sklave, der vorher nur funfzehn bis sechszehn Barren galt, wurde bald um fünf und vierzig bis funfzig Barren gekauft. Noch mehr: man erhöhte den Werth einer jeden Barre von Waaren, und kaufte die Sklaven um einen Preis, der in Afrika vorher unerhört war. Dies war ein den Negern sehr vortheilhaftes Versehen, die von der Zeit an nur sehr wenig nachgelassen haben. Ein jeder wunderte sich darüber, daß die Englische Kompagnie, die den Handel sonst so gut versteht, ihr eigenes Interesse so sehr vernachläßigte; allein dies Erstaunen hörte bald auf, als man bemerkte, daß sie keine andere Absichten habe, als den Handel der Französischen Gesellschaft auf diesem Strome und in den umliegenden Gegenden gänzlich zu vernichten, weil sie überzeugt war, daß die Franzosen niemals Sklaven zu einem so hohen Preise kaufen, und also den Handel in

diesen Gegenden bald verlassen würden. Ihre Eifersucht war so groß, daß sie mit offenbarem Verlust den Preis der Europäischen Waaren herabsezten, und den der Sklaven verdreifachten. Allein sie hatten von diesem ganzen Verfahren keine andere Vortheile, als daß sie für und zum Besten der Negern handelten. Sie zwangen die Franzosen doch nicht, den Handel auf dem Fuße aufzugeben, auf den sie ihn mit ihrem größten Schaden gebracht hatten.

Im Gegentheil nahmen die Franzosen, auf eine gerechte Art gereizt, im Jahr 1703 durch ein von M. de la Roque kommandirtes Kriegsschiff das Fort Jacques weg, verwüsteten dieses sowohl als die übrigen Faktoreien in den umliegenden Gegenden auf eine solche Art, daß der Handel der Engländer gänzlich fiel, und sie gezwungen wurden, am achten Jun. 1705 einen Neutralitätsvergleich für die Küsten von Afrika während des Krieges mit Frankreich zu schließen, nach dessen Endigung alles auf den alten Fuß wieder gesezt wurde. Die Franzosen wurden auf diese Art für allen den Schaden, den die Engländer theils durch die Herabsezung der Europäischen Waaren, theils durch die Erhöhung des Preises der Sklaven ihrem Handel zugefügt hatten, hinlänglich schadlos gehalten.

Man fand in dem eroberten Fort beinahe hundert Kanonen, einen sehr großen Vorrath von Waffen, Lebensmitteln, Sklaven, Europäischen Waaren, von Wachs und Elfenbein, deren Werth eine beträchtliche Summe ausmachte, und die alle an Bord gebracht wurden. Man erfuhr ferner, daß noch in dem Gebiete des Königs von Barre den Engländern zugehörige Waaren und Sklaven sich fänden, und man nöthigte deswegen diesen König, beide auszuliefern. Endlich ließ man die Kanonen, mit denen man sich nicht beladen wollte, und alle Festungswerke sprengen, die den Engländern so viel Kunst, Arbeit und Geld gekostet hatten. Erst nach dem Utrechtischen Frieden nahmen sie von diesen Ruinen des Forts Besiz, das sie in der Folge auf die Art wieder hergestellt haben, wie man es jezo findet. Die Engländer treiben hier einen großen Handel, weil ihr Fort mitten im Gambia liegt, und sie also die Schiffe andrer Nationen zurükhalten können, den Fluß weiter hinaufzusegeln, und im Innern von Afrika zu handeln, wohin man, bis auf die von mir gemachten Entdekungen, von denen ich nachher reden werde, keinen andern Weg kannte. Unterdessen haben doch die Engländer nicht den ganzen Handel des Flusses, weil die Französische Faktorey

rey zu Albreda, die ihrem Fort gegenüber liegt, eines noch größern Handels fähig ist, als das Englische Fort Jacques. Man sehe, auf welche Art. Diese Faktorey liegt im Lande des Königs von Barre, der ein Herzensfreund der Französischen Nation ist, und die Engländer im höchsten Grade verabscheut. Alle Mandingischen Kaufleute nun, die ganze Haufen oder Ketten (chaines) von Sklaven aus dem innersten Afrika liefern, halten entweder zu Albreda, oder im Dorfe Gilfai an, was nur eine halbe Meile davon entfernt ist, und wo die Franzosen die Herrschenden sind. Unter diesen Umständen haben die Franzosen, und werden auch stets einen Vorzug vor den Engländern behalten, weil sie, um ihre Sklaven an die Engländer zu verkaufen, jene wieder in dem Gebiete des Königs von Barre einschiffen müssen, und alsdenn erst nach dem Fort Jacques kommen. Dieses thun die Kaufleute nur im Fall der Noth: wenn sie aber in der Französischen Faktorey Waaren genug vorfinden, um alle ihre Sklaven absezen zu können; so ist es ausgemacht, daß die Engländer keinen erhalten werden, weil jene fürchten, daß man sie nöthigen werde, ihre Sklaven zu einem von den Engländern gesezten Preise zu verkaufen. Aus diesem Grunde liegt die

Fakto-

Faktorey zu Albreda vortheilhafter für den Handel, als das Fort Jacques.

Ich selbst bin in diesem Fort durch die Engländer gebraucht worden. Es ist höchstens siebzig Ruthen lang, und vierzig bis funfzig breit. Die Festungswerke sind Stufenweise über einander angelegt; ihre Winkel sind abgestumpft, und mit Schießscharten versehen. Die ganze Insel ist mit Palisaden umgeben, und mit einigen gut besezten Batterien befestigt. Der Raum zwischen dem Fort und den Pallisaden ist mit Magazinen, einigen Hütten und Wachthäusern bebauet, in denen ich nur drey Soldaten gefunden habe. Der Gouverneur also war mit einem Wundarzte, dieser schönen Besazung und seinen Bedienten ganz allein im Fort. Diese Fortereſſe würde, da sie mitten in einem großen Strome liegt, eben so leicht zu vertheidigen seyn, als sie schwer anzugreifen ist, wenn sie Holz und Wasser, ferner Magazine und Cisternen hätte, die Bomben wiederstehen könnten.

Weil also der Gambia aus dem Niger, aus dem Gambia der Fluß Salüm oder Bursalüm und der Kassamance entspringt, weil ferner diese drey Flüsse drey Wege zu den Goldminen und ins Innere von Afrika öfnen, und es eben deswegen

in-

interessant ist, eine wahre Beschreibung davon zu haben; so will ich sie auch nicht von einander trennen.

Fünftes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Salům oder Bursalům, eines neuen und merkwürdigen Weges zu den Goldminen, und vom Handel des innern Afrika.

Der Fluß Salům oder Bursalům, welches König von Salům bedeutet, ergießt sich durch sechs Mündungen ins Meer. Die nördlichste davon ist die von Palmarin, wo das Königreich Salům, von dem ich vorher geredet habe, anfängt, und das drey Meilen nordwärts von der Pointe de Barre aufhört. Es erstrekt sich an beiden Seiten des Flusses Salům bis an das Dorf Kahone, das nahe an dem Ort liegt, wo der Gambia sich in zween Arme theilt. Der nördlichste davon erhält den Namen Salům, und theilt sich wieder zehn Meilen vor seinem Ausfluß ins Meer in sechs Aeste, wovon der nördlichste der von Palmarin ist, der zweite den Namen Salům (beibehält,) der dritte Baatagamar, der vierte Betute, der fünfte Banquiala, der sechste endlich Guianak genannt wird. Diese

sechs

sechs Flüsse formiren Inseln, die von den eingebornen Negern des Königreichs Salúm bebaut und bewohnt werden. Die See, die in diese Flüsse, besonders während der ordentlichen Fluth, hinaufsteigt, macht sie sehr beträchtlich, und sie können zu allen Zeiten große Schaluppen und kleine Fahrzeuge tragen. Diejenigen, die Salûm und Palmarin genannt werden, sind tief genug für Schiffe von dreihundert Tonnen. Ich habe selbst im Jahr 1764 ein Beispiel davon in dem Schiffe eines Kaufmanns aus l'Orient gesehen, das ohne Schwierigkeit hinein- und heraus kam. Wenn man einmal alle Inseln hinter sich hat, so gelangt man in den breiten und tiefen Kanal des Salûm, der sehr große Schiffe tragen kann.

Dieser Fluß ist also zuverläßig ein Arm des Gambia, wie der Gambia ein Ast des Nigers ist. Er bietet daher für die Franzosen einen ofnen und leichten Weg zu den Goldminen, und den Königreichen Galam, Bambuk, Tambarras, Tombût, und den übrigen goldreichen Ländern dar. Man kann also des Senegals entbehren, der sehr schwer hinaufzusegeln, und an gewissen Stellen so unbefahrbar ist, daß man nur in der Zeit der Ueberschwemmungen ins Königreich Galam kommen kann. Es giebt folglich einen

kür-

kürzern, leichtern, sicherern, zu allen Zeiten zu gebrauchenden und weniger kostbaren Weg, nicht nur um Galam, sondern auch die übrigen an Gold überfließenden Länder zu erreichen, wohin man in kurzer Zeit und mit wenig Kosten kommen kann. Wenn man nämiich drey Monate braucht, um auf dem Senegal bis nach Galam zu gelangen; so wird man auf dem Salûm nur drey Wochen brauchen, um eben dahin zu kommen. Um ferner auf dem Niger bis an die Königreiche Bambuk, Bambarras und Tombût hinaufzudringen, hat man nicht nur viele Zeit nöthig, sondern man muß auch einen Theil des Weges zu Lande machen, weil der Senegal durch unübersteigliche Felsen und Wasserfälle unterbrochen wird. Dieser Umstand hält das Fortbringen der Europäischen Waaren auf, und sezt die Kaufleute selbst vielen Gefahren aus; Unbequemlichkeit, die alle wegfallen, wenn man den Weg auf dem Salûm einschlägt.

Man wird das, was ich gesagt habe, vielleicht für unglaublich erklären, weil es doch unwahrscheinlich sey, daß die Franzosen von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an sich an den Küsten von Afrika niedergelassen haben sollten, ohne den Fluß selbst, seine Schiffbarkeit, und endlich in ihm den Weg ins innere Afrika zu entdeken,

das

das wegen seines Gold-Sklaven- und Elfenbeinhandels so wichtig ist. Ich antworte hierauf, daß es im geringsten nicht zu verwundern ist, daß weder die Franzosen, noch sonst eine Europäische Nation diesen schiffbaren Fluß bemerkt haben, weil keine auf eine solche Entdekung fiel, und es genug war zu wissen, daß der Salúm durch sechs Kanäle ins Meer fließe, um zu glauben, daß kein einziger schiffbar sey. Ein jeder hielt sich bisher überzeugt, daß dies nur kleine unbedeutende Ströme wären; und in dieser Meinung wurde man dadurch bestätigt, daß der breite, und durch seinen Handel so merkwürdige Gambia ihnen so nahe war. Man argwohnte also gar nicht einmal, daß der Salúm schiffbar, oder für den Handel wichtig sey. Man wandte sich daher allein zum Handel auf dem Gambia, und verachtete jenen, weil man nichts von ihm wußte, und auch ohne den Zufall des englischen Schiffs, den ich oben erzählt habe, noch jezt nichts von ihm wissen würde. Der glückliche Versuch, den dies sonst unglückliche Schiff machte, öfnete mir die Augen, und trieb mich an, alles zu thun, was ich, den Umständen der Zeit und meiner Lage nach, thun konnte, um eine genaue Kenntniß von diesem Flusse und seinem Handel zu erhalten, und mich

und

und meine Bemühungen dadurch meiner Nation einigermaßen nüzlich zu machen; denn eine andere Absicht hatte ich nicht, und konnte ich nicht haben.

Ich sagte kurz vorher, daß das Dorf Kahone nahe oder über der Stelle sey, wo der Gambia den Salüm bildet. Hier also kann man eine Faktorey anlegen, die alle die Vortheile allein genießen wird, die diese beiden Flüsse wegen des Handels im innern Afrika darbieten. Denn zu Kahone ruhen sich alle Maudingischen und andere Kaufleuten aus, wenn sie ihr Gold und Elfenbein und Sklaven nach dem Gambia bringen wollen, die sie in den Königreichen Tombüt, Bambuk, Bambarras, Bambarakana, und andern noch östlichern Gegenden eingekauft haben. Man kann ferner nicht daran zweifeln, daß die Kaufleute aus dem Königreiche Salüm und den umliegenden Gegenden in Menge herbeikommen würden, weil sie sich sechs, acht, oder zehn Tagereisen ersparen könnten, die sie nothwendig noch machen müssen, wenn sie sich nach den Handlungsplätzen am Gambia, nämlich nach Albreda oder dem Fort Jacques begeben wollen. Sie dürften ferner dem König von Barre nicht die beträchtlichen Zölle entrichten, die sie jezt für die

freie

freie Durchbringung ihrer Waaren durch seine Länder bezahlen müssen.

Hieraus ergiebt sich nun, daß der Handel auf dem Gambia, in so fern er ins Innere von Afrika geht, sehr abnehmen müßte, weil die Mandingischen Kaufleute und auch andere nicht die Kosten des Transports auf sich nehmen würden, wenn sie ihre Waaren auf der Stelle los werden könnten. Eben das kann man von dem Handel auf dem Senegal mit und nach dem Königreiche Galam behaupten, das, so zu sagen, an Kahone grenzt, wo die Franzosen eine feste und sichere Niederlassung gründen könnten. Sie würden unter dem Schuze des Königs und außer der Gefahr aller Angriffe seyn, weil der König nach den Verträgen, die man mit ihm machen müßte, seinen Vortheil dabey fände, und vorzüglich deswegen, weil die Mündung des Flusses in der Nachbarschaft von Goree ist, und zu ihrem Gebiete gehört. Auf diese Art würde Frankreich sich des ganzen Handels des Senegals, Gambia, und des Innern von Afrika bemächtigen, ohne daß jemand sich beschweren oder widersezen könnte, weil ein jeder Herr in seinen Besizungen ist.

Wenn aber Frankreich einmal eine sichere Faktorey zu Kahone hätte, könnte man dann nicht allmälich

mälich weiter gegen Osten ins Innere von Afrika, und bis an den Ursprung des Gambia aus dem Niger vorrüken? Könnte man ferner nicht in den Niger selbst einlaufen, sich durch die Königreiche Bambuk, Tombût und Bambarras ausbreiten, und endlich den ganzen Handel dieser reichen Länder nach dem Salûm zu ziehen, der nur vier und zwanzig Meilen ostwärts von Goree, und auf dem Gebiete dieser Insel, wo kein anderes Volk handeln darf, sich in's Meer ergießt.

Es ist freilich richtig, daß die Engländer, die sich mitten im Gambia niedergelassen haben, und seinen Handel den Franzosen auf eine so hartnäkige Art streitig machen, daß diese die Negernkaufleute schon zu Barakonda an demselbigen Flusse erwarten. Allein dies Faktum entkräftete meine Vorschläge im geringsten nicht, weil die Engländer nach Barakonda keine Waaren mitnehmen, und also die Negernkaufleute schwerlich bewegen würden, noch eine Reise von einhundert und vierzig Meilen nach dem Fort Jacques zu machen, indem sie ohne weitere Kosten und Zeitverlust ihr Gold, Elfenbein, und Sklaven zu Kahone an die Franzosen verkaufen könnten, die sie mehr lieben als die Engländer, und deren Waaren sie auch denen der leztern vorziehen. Diese Faktorey, die zu Kahone angelegt

werden

werden könnte, würde Frankreich nicht mehr kosten, als die zu Albreda. Das Faktum ist außer allem Streit.

Die beste Zeit für den Handel zu Kahone wäre die vom November bis in den May; man müßte sich so einrichten, daß man im Anfange des Jenners da wäre, weil alsdann gewöhnlich die Mandingischen Kaufleute anlangen, die alle Jahre wenigstens zwölfhundert Sklaven, und eine große Menge von Gold und Elfenbein mitbringen. Der größte Haufe geht auf den Senegal zu, und muß, um dahin zu kommen, einen Weg von wenigstens zweihundert Meilen machen, den sie sich gerne ersparen würden, wenn sie einen gewissen Absaz zu Kahone, oder an andern benachbarten günstigen Oertern fänden.

Der Fluß Faleme, von dem ich vorher geredet habe, entspringt aus dem Niger, oberhalb Barakota, wo der Senegal wegen einer Sandbank unbeschiffbar wird, die nicht allein hoch ist, und über den ganzen Fluß geht, sondern ihn auch auf eine so fürchterliche Art herabfallen macht, daß noch kein Schiff es gewagt hat, und wagen konnte, über sie wegzufahren. Dieser Fluß Faleme vereinigt sich nach einem Laufe, den man noch nicht genau kennt, wieder mit dem Niger zu Dongiume, und schließt

die

die Länder Bambuk, Makanna, Giaka, Gadua, einen Theil des Königreichs Galam und Kassu, und noch viele andere gegen Osten ein, die uns unbekannt sind. Das Königreich Bambuk ist von einem beträchtlichen Umfange: gegen Norden grenzt es an die Reiche Galam, Kassu und Salûm; gegen Westen an den Fluß Faleme, und an die Königreiche Kuton und Kambegonda; gegen Süden an das Reich Makanna, und die Länder, die westwärts von Mandinge liegen. Alle diese Länder sind nicht einem besondern Könige, sondern nur Herren einzelner Dörfer unterworfen, die man Fariam (Herrn) nennt, und von denen diese Völkerschaften beherrscht werden. Alle diese Häupter sind von einander unabhängig; sie sind aber insgesamt verbunden, sich zum Besten Aller und zur Vertheidigung des Staats, wenn er angegriffen wird, zu vereinigen. Man könnte glauben, als wenn die Republik Holland sich nach der von Bambuk gebildet hätte. Dies ganze Land ist sehr bevölkert; man sieht es an der Menge von Dörfern, die an dem östlichen Ufer des Faleme liegen. Allein in einiger Entfernung von den Flüssen finden sich nur wenige Dörfer, weil solche Gegenden sehr dürre und unfruchtbar sind, wie es Länder zu seyn pflegen, die mit Gold- und Silberminen, und

Kupfer-

Kupfer- Zinn- und Eisengruben angefüllt sind. In diesen Gegenden wachsen also auch weder Hirse, noch Reis, noch Hülsenfrüchte, nicht einmal Stroh oder Gräser von der Größe, daß man Hütten damit deken könnte.

Eine andere Hauptursache ihrer Unfruchtbarkeit ist die Hize, die außerordentlich groß ist, und dieses weniger durch die Lage des Landes, das zwölf oder dreizehn Grad nördlicher Breite hat, als durch die hohen und steilen Berge, von denen es eingeschlossen ist, und zwischen welchen die Hize sich koncentrirt, ohne daß Winde die Luft erfrischen, und die diken Dünste vertreiben könnten, die aus dem mit Metallen überfüllten Erdreiche aufsteigen. Dies Land ist daher für Fremde sehr ungesund und gefährlich. Die Unterthanen des Siratik, dessen Staaten an dieses Reich und an das Königreich Salûm grenzen, ziehen einen großen Theil des Goldes, was sie nach dem Senegal bringen, aus dem Lande Bambuk. Warum sollte also die französische Nation nicht den Salûm nuzen, um diesen reichen Handel an sich zu ziehen? Ihr steht nichts im Wege; im Gegentheil erleichtert ihr alles den Weg, wenn sie diese Unternehmung nur anfängt, die ihr eben so nüzlich als leicht werden wird.

Die Bewohner von Bambuk kennen den Werth ihres Landes aus dem Grunde; sie wissen durch lange Erfahrung, mit welcher Gierigkeit die Menschen das Metall suchen, das bey ihnen wächst, und die Oerter einzunehmen trachten, die es hervorbringen. Sie erlauben keinem Menschen den Eintritt in ihr Land, diejenigen ausgenommen, die ihnen solche Bedürfnisse des Lebens zubringen, die ihr unfruchtbarer Boden nicht erzeugt. Kaufleute also ausgenommen, kann sich niemand rühmen, ihr Land gesehen zu haben. Unter denjenigen, die sich einen Zutritt zu verschaffen vergebens versucht hatten, kannten einige die Sitte des Landes nicht, andere vergaßen sich so weit, den Einwohnern schimpflich zu begegnen; noch andere endlich wußten das Geheimniß nicht, ihr Herz und Zutrauen zu gewinnen. Sie führten sich wie Herrn auf, und wurden, wie billig, verachtet. Es würde aber gewiß sehr leicht seyn, mit Sanftmuth und Mäßigung sich bey diesem Volke einzuschmeicheln. Wenn nicht so viele verdrießliche Hindernisse sich den Unternehmungen der Senegalkompagnie entgegengesezt hätten; so würde sie doch nach so vielen Unkosten und Bemühungen es endlich so weit gebracht haben, Faktoreien anzulegen, von denen sie, des unermeßlichen Weges ungeachtet,

den man zu Lande hätte machen müssen, in diese reichen Länder sich eingeschlichen hätte. Mit welchem Eifer muß sie also nicht jezo die Entdekung der Flüsse Salüm und Kassamance, als ganz neuer Wege in das Herz von Afrika, zu nuzen suchen!

Die meisten dieser Länder bringen Gold in einem solchen Ueberflusse hervor, daß man sich nicht einmal die Mühe nachzugraben geben darf. Man braucht nur die Oberfläche der Erde aufzuwühlen, sie zu waschen und durchzuspühlen, um Goldstaub, und selbst beträchtliche Goldkörner auf dem Grunde zu finden. Man hat schon lange bemerkt, daß diese schlechte Bearbeitung der Minen die Ursache ist, warum die Negern nur die äußersten Aeste einer Mine nuzen, ohne auf ihren Hauptgang zu kommen. Diese kleinen Aeste sind freilich meistens so reich, und geben ein so reines Gold, daß man es weder stoßen noch schmelzen darf, wenn man es verarbeiten will. Der Boden, worinn es erzeugt wird, ist weder hart noch schwer zu bearbeiten, man findet allenthalben Tonerde von verschiedenen Farben, die mit kleinen Strichen von Sand untermischt ist. Hier also können zehn Menschen mehr ausrichten, als zweihundert in den reichsten Minen von Peru und Brasilien.

Die Negern wissen nicht genau, welche Gegenden reich, und welche arm am Golde sind. Sie wissen es nur im allgemeinen, daß, je dürrer, und von allen Kräutern entblößter ein Erdreich ist, es desto reicher an diesem edlen Metalle sey. Sie krazen und graben allenthalben ohne Unterschied; und wenn sie dann auf reiche Adern stoßen, so bearbeiten sie diese so lange, bis sie erschöpft sind: so bald sie aufhören, ergiebig zu seyn, so verlassen sie sie, und suchen andere. Sie glauben, daß das Gold Tüke habe, und sich nicht zu allen Zeiten finden lasse: es verbirgt sich (sagen sie) und verändert seine Lage. Wenn sie also, diesem Vorurtheile zufolge, an einem gewissen Orte nichts finden; so sagen sie ganz ruhig, daß es entflohen sey, und suchen es an andern Stellen so lange auf, bis ein glükliches Ohngefähr ihnen welches darbietet. Nur in einem sehr reichen Lande kann man ohne großen Schaden auf eine solche Art abergläubisch seyn!

Wenn die Mine reich ist, und sie also ohne viele Arbeit viel Gold gewinnen; so graben sie wohl einige Fuß tief, aber halten alsdann auch ein, nicht, weil die Mine aufhört, ergiebig zu seyn, (sie gestehen, daß sie, je tiefer sie graben, desto mehr Gold finden,) sondern weil sie zu träge sind, in

 einer

einer beschwerlichen Arbeit zu beharren, weil sie weder Leitern, noch die Kunst oder Mittel kennen, die Erde zu stüzen, um ihren Einfall zurükzuhalten, noch auch endlich die rechte Art, Minen zu bearbeiten, wissen. So bald also eine Mine den Einfall droht; so verlassen sie sie, und graben anderswo. Ihre Unwissenheit ist auch Schuld daran, daß sie aus der Erde, die sie aus der Mine gegraben haben, viel weniger Gold erhalten, als wirklich darinn verborgen ist. Es bleiben nämlich im Zuber nur die größten und schwersten Goldkörner zurük, und die kleinern und mittelmäßigen werden mit der Erde und dem Wasser weggeschwemmt.

Die Einwohner arbeiten in den Minen nicht, wenn es ihnen, sondern wenn es ihren Herrn gefällt. Wenn diese es entweder um ihrer eigenen, oder ihrer Unterthanen Vortheile willen für nöthig finden, so lassen sie bekannt machen, daß man an dem und dem Tage graben wolle. Hierauf begeben sich solche, die Gold brauchen, zur bestimmten Zeit an den bestimmten Plaz und arbeiten. Einige graben; andere bringen die Erde weg; diese tragen Wasser herbey; jene waschen, und die Herren nehmen das Gold in Verwahrung, unter der größten Aufmerksamkeit, daß von den Wäschern nichts entwandt werde.

Wenn

Wenn die Arbeit geendiget ist; so theilt der Herr das Gewonnene aus, nachdem er vorher so viel, als ihm beliebt, davon abgezogen hat. Dann aber ist es nicht weiter erlaubt, in den Minen zu arbeiten. Die Einwohner ziehen aber auch nichts weiter aus ihrem Lande; Gold haben sie im Ueberfluß, und mit diesem müssen sie sich alle Nothwendigkeiten des Lebens kaufen; doch lassen sie sich alle Waaren, die sie brauchen, von andern zubringen. Man darf also nur Fortressen, oder befestigte Komptoire an den Oertern anlegen; von welchen aus man einen so reichen Handel treiben will. Alsdann darf keine andere Nation weiter handeln; keine aber ist dazu in einer so vortheilhaften Lage, als die französische.

Ungeachtet die Königreiche, von denen ich geredet habe, mit Goldminen angefüllt sind; so will man doch wissen, daß die reichste und beträchtlichste mitten im Lande Bambuk, zwischen den Dörfern Tambaura, und Netteko, dreißig Meilen ostwärts vom Flusse Faleme, und vier Meilen vom Fort St. Pierre, nahe bey Kaynura an demselbigen Flusse liegt. Sie ist von einer unglaublichen Ergiebigkeit, und enthält so reines Gold, daß man alle übrigen vernachläßigt, um nur diese zu bearbeiten. Diese Minen sind mit hohen, steilen, und

dürren Bergen umgeben; das ganze übrige Land ist nicht besser und fruchtbarer. Die Einwohner sind also gewissermaßen dazu gezwungen worden, ihre Minen sorgfältiger zu bearbeiten, als ihre übrigen Landsleute thun. Man findet ferner in diesem Lande noch Silberminen, Eisen- Bley- und Zinngruben, die man aber gegen die Goldminen gänzlich vernachläßigt. Es liefert ferner die besten Magneten, deren Kraft, wie die Erfahrung gelehrt hat, sich im geringsten nicht verändert, wenn man sie nur gegen die Feuchtigkeit in Acht nimmt, und mit Feilstaub bedekt hält. Das Eisen ist so weich in Bambuk, besonders in Joel, im Lande des Siratik, daß die Negern mit dem bloßen Hammer Kessel daraus schlagen. Sie nehmen daher auch kein französisches Eisen, wenn es nicht schon bearbeitet ist. In diesen Gegenden und in Galam findet man Bergkristall, edle Steine, schönen Marmor, und eine große Menge von hartem Holze, wovon einige sehr lebhafte Farben haben, und andere sehr wohlriechend sind. Der Salpeter ist so gemein, daß man ihn nur sammlen darf, und von ungewöhnlicher Güte. Die übrigen Minen, die man für unerschöflich hält, und wo man ohne Graben durch bloßes Waschen Gold findet, indem man Erde aufnimmt, die einem in die Hände

fällt,

fällt, sind die von Furquaranne, zwo Meilen vom Flusse Faleme gegen Nordwesten, nahe an einem kleinen Strome, der in den Faleme fällt; ferner die von Sambanura, die ostwärts von dem genannten Flusse, zwanzig Meilen von seinem Einfluße in den Niger, und fünf Meilen ins Land hinein, zwischen den Dörfern Sambanura, und Dalemulet liegen: endlich die von Segalla, einem Dorfe, das fünfhundert Schritte vom Faleme entfernt ist, wenn man ihn hinabfährt, und funfzig Meilen von der Vereinigung dieses Flusses mit dem Niger. Von eben diesem Punkte sind die Minen von Guingifaranna fünf und funfzig Meilen entfernt, wo das ganze Land voll von Goldminen ist. Der Reichthum dieser Länder erhellt am meisten daraus, daß alle Strömgen und Bäche, die herausfliessen, und in den Faleme fallen, so viel Gold unter ihrem Sande führen, daß die Negern, die es brauchen, auch außer der Zeit des allgemeinen Grabens diesen Sand waschen, und eine beträchtliche Menge Goldes erhalten. Dies Suchen ist nicht verboten: und wenn nur die Negern nicht so träge wären, als sie sind; so würden sie sich durch diese Arbeit sehr bereichern können. Das Dorf Niautabana, das an dem Flusse Sannon liegt, ist eine der ersten Stellen, wo die Negern

gern es sich haben einfallen lassen, Gold zu suchen. Dies enthält in seinem Gebiete reiche und leicht zu bearbeitende Erzte; allein sie müssen gebrochen und geschmolzen werden, und dies übersteigt die Fähigkeit oder den Fleiß der Negern. Weil sie auch mit giftigem Schwefel angefüllt sind, der einen fürchterlichen Eindruk auf solche Personen macht, die nicht damit umzugehen wissen; so hat man diese Minen ganz verlassen.

Die übrigen Goldminen, z. B. die zu Naye, die am Ufer des Flusses liegen, die zu Tomane Niakanal, zwanzig Meilen oberhalb Kainura, an der linken Seite des Flusses, sind sehr reich, und geben ein reines und gut zu bearbeitendes Gold; allein die Negern haben sie verlassen, weil sie einmal in der Meinung sind, daß nur Weiße oder Weiber sie ohne alle augenscheinliche Todesgefahr bearbeiten können. Die Weiber hingegen wollen sich nicht daran wagen, weil sie die Versicherungen der Männer nicht glauben, und die Arbeit gleichfalls zu sehr verabscheuen.

Diese Minen sind daher nicht erdichtet, sondern sehr reich, und leicht zu bearbeiten. Sie sind der Insel Goree vortheilhafter als Senegal gelegen, wovon sie über dreihundert Meilen entfernt sind, da man hingegen, wenn man den Weg auf dem

Salum

Salüm wählt, nur hundert und sechszig Meilen zu machen hat. Da also jezo der wahre Weg zu diesen Minen entdekt ist; so ist nichts weiter übrig, als sich wenigstens in ihrer Nachbarschaft festzusezen, ohne sich den Eingebornen verhaßt zu machen, und ihre Freiheit zu unterdrüken, oder ihnen sonst Leid zuzufügen. Man muß aber doch stark und gewaffnet genug seyn, um sich gegen alle Angriffe bey dem ersten Anfange der Niederlassung und der Arbeiten in den Minen in Sicherheit zu sezen.

Man darf es den Negern nur begreiflich machen, daß man weder auf ihr Land, noch auf ihre Freiheit Absichten habe, sondern daß man ihnen vielmehr die Waaren, die sie brauchen, verschaffen, und zugleich die Mittel zeigen wolle, die Minen gut zu nuzen. Dieser Gegenstand muß dem Staat so wichtig seyn, daß man nichts ersparen darf, um sich den Besiz dieser Minen zu versichern, die Ueberfluß durch ganz Frankreich verbreiten können. Man braucht dazu nur Menschen, und geringe Kosten, und man wird gewiß in kurzer Zeit sehr weit kommen.

Ich merke in diesem Kapitel nur noch an, daß zu Faquiu, zwo Meilen Südostwärts von Joal, und eben so weit vom Salüm, natürliche Salz-

quellen

quellen sind, wo man so viel Salz findet, als man will, und aus denen man alle Wochen große Schiffe befrachten könnte. Eine Tonne von dreihundert Pfund, an Bord gebracht, kommt nicht höher als vier und zwanzig Sols.

Sechstes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Kassamance, eines andern Weges zu den Goldminen; und vom Handel im Innern von Afrika.

Der Fluß Kassamance, den ich jezo beschreiben will, fließt dreißig Meilen von Gambia, und zwanzig Meilen vom Kap St. Maria. Bisher sah man ihn als für große Schiffe ganz unbefahrbar an; und niemanden war es eingefallen, die Farth darauf zu besuchen, bis endlich zur Zeit meiner Mißion am Gambia im Jahr 1764 ein christlicher Neger aus Albreda, der beträchtlichsten Faktorey der Franzosen am Gambia, es versuchte, mit einer großen Piroge, die dreißigtausend Pfund trug, auf diesem Flusse zu schiffen. Er nahm verschiedene Waaren mit, lief in den Fluß ein, untersuchte seine Tiefe, und fand, daß er selbst während der Ebbe allenthalben vier bis sechs Faden

Wasser

Wasser hatte; er landete an verschiedenen Dörfern längst den Ufern des Flusses, und kaufte allenthalben Sklaven, Gold, Elfenbein, und Reis zu einem so wohlfeilen Preise ein, daß er selbst darüber erstaunte. Er hatte kaum geglaubt, mit den wenigen Waaren, die er mit sich führte, einen Fünftheil desjenigen einkaufen zu können, was er wirklich dafür erhielt. Er versicherte mich nach seiner Rükkunft, daß er nur noch drey oder vier Reisen mit seiner Piroge machen wolle, um bequem leben zu können.

Ich frug ihn weiter über seine Unternehmung und deren Fortgang. Er konnte mir das von ihm entdekte Land und seine Schäze nicht genug rühmen, und sich auch nicht von seinem Erstaunen erholen, daß die Franzosen es niemals versucht hätten, in diesen Fluß hineinzusegeln, da man doch auf ihm einen viel einträglicheren Handel als selbst auf dem Gambia führen könnte. Ich erkundigte mich ferner, ob denn an der Mündung dieses Flusses keine Faktoreien angelegt wären; und er antwortete, daß nur einige im Lande geborne Abkömmlinge von Portugiesen da wohnten, die aber keine Waaren hätten, und also nur mit einigen benachbarten Dörfern handelten. Die übrigen Einwohner verkauften ihre Sklaven an die Man-

dinger,

dinger, die sie dann nach dem Komptoir Les Bissaux brächten. Alle hätten sich darüber gewundert, daß er den Strom mit seiner großen Piroge heraufgekommen sey, weil sie niemals ein so großes Fahrzeug gesehen hätten. Sie selbst kämen nie außer ihrem Lande, und schwämmen auf kleinen Fischerböten den Fluß hinunter, bis sie diejenigen Oerter erreichten, wo sie ihre Sklaven, Wachs, und Hirse an die Fremden verkaufen könnten.

Ich warf ihm ferner ein: Sollten diese unbekannten Einwohner es auch wohl zugeben, daß die Franzosen in ihrem Lande handelten? Ihr seyd, sagte ich zu ihm, ein Christ, und ihr müßt mir also die Wahrheit sagen. Er antwortete mir, daß die Einwohner es herzlich gern sehen würden: er hätte ihnen was von den Franzosen vorgesagt, von denen die Waaren, die er mitgebracht hätte, herrührten, und sie hätten ihn darauf gefragt, warum sie nicht selbst kämen und mit ihnen handelten; sie hätten es ihm sogar aufgetragen, sie zu dieser Reise zu bewegen. Führt uns (sagten sie) einen von diesen Weißen zu; wir wollen ihn so gut aufnehmen, daß er mit uns zufrieden seyn soll. Er muß aber Pulver, Bley, Waffen, und Brantewein mitbringen; und wir wollen ihm dafür Sklaven, Gold, Morphil, Wachs und Reis geben.

Nach

Nach vielen Fragen und Einwürfen blieben mir gar keine Schwierigkeiten oder Zweifel übrig, daß man nicht auf diesem Flusse einen der ansehnlichsten Zweige des Handels in Afrika anlegen könnte. Er versicherte mich, daß man mit unsern Schaluppen von dreißig bis funfzig Tonnen den ganzen Fluß befahren könne, ohne im geringsten das Senkbley brauchen zu dürfen.

Weil ich mich damals am Gambia aufhielt; so würde ich gewiß, wenn ich Lebensmittel und Waaren genug gehabt hätte, auf der Schaluppe, worinn ich zu fahren pflegte, den Fluß und die Handlung des Landes untersucht haben, um in Stand gesezt zu werden, eine genaue Beschreibung davon zu geben, die der Französischen Nation nicht anders, als vortheilhaft hätte seyn können. Allein Mangel an Lebensmitteln nöthigte mich, diesen Entschluß aufzugeben, und ich mußte mich also damit begnügen, auf andere Art so genaue Erkundigungen, als es mir nur möglich war, einzuziehen. Ich sparte keine Mühe, und brauchte treue so wohl als einsichtsvolle Leute. Bey meiner Rükkunft nach Goree theilte ich dem Gouverneur alles mit, was ich erfahren hatte, und ich machte ihn bemerken, daß an der Mündung des Flusses mehrere christliche Familien wohnten,

ten, daß ich also die Gelegenheit einer Mission dazu nuzen könnte, um durch mich selbst zu erfahren, ob alles wahr sey, was man mir von einer bis dahin unbekannten Gegend von Afrika gesagt hätte. Der Gouverneur billigte meinen Vorschlag, und versprach mir, zwo Schaluppen, die eine mit einem Verdeke, und noch eine kleine herzugeben, damit ich desto sicherer den Fluß hinauffahren, und Beobachtungen anstellen könnte. Ich war eben im Begriff, die Reise anzutreten, als ich krank wurde; noch vor meiner Genesung mußte der Gouverneur Afrika verlassen, und meine noch immer schwächliche Gesundheit machte es auch mir nothwendig, nach Frankreich zurückzukehren. Ich kann daher von diesem Flusse nur das sagen, was ich sonst durch sichere Wege erfahren habe.

Die Luft ist in diesen Gegenden scharf, ungeachtet es sehr heiß ist, und folglich auch gesunder, als anderswo. Dies bewies man mir durch die Menge von Greisen, die man dort anträfe, und die man sonst nirgends sieht, da doch die Lebensart allenthalben dieselbige ist. Die Negern sind ferner freundlich, außerordentlich lustig, und lieben, wie im ganzen übrigen Nigritien, Tanz und Gesang. Allenthalben tanzen die Negern, und wenn

sie

sie auch noch so sehr abgemattet sind, um sich zu entmüden; und wenn man sie ihre heftigen Sprünge und Verdrehungen des Körpers machen sieht, so sollte man nicht glauben, daß sie von der Arbeit kämen. Sie haben mehrere Arten von Tänzen, die eben so abmattend, als unzüchtig sind. Bey ihnen ist es eine unveränderliche Gewohnheit, von Sonnenuntergang bis Mitternacht zu tanzen. Sie versammlen sich deswegen an einem bestimmten Plaze auf den Schall eines gewissen Bekens, nach welchem sie auch ihre Sprünge, Verzerrungen, und Füßestampfen abmessen, das oft so heftig ist, daß der Boden davon erschüttert wird. Alle Zuschauer begleiten den Tanz mit Singen, und Händeklatschen, das sich nach den heftigen Bewegungen der Tänzer und ihrer Füße richtet.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß man nicht begreife, wie die Bewohner der dem Kassamance benachbarten Königreiche diesen Fluß schon lange nicht als schiffbar erkannt, und die Beschaffenheit seiner beiden Ufer erfahren hätten. Ich antworte auf diese Frage, daß die Einwohner eines Königreichs weder reisen noch in ein anders übergehen können, ohne sich der augenscheinlichsten Gefahr auszusezen, gefangen genommen und zu

Sklaven gemacht zu werden. Es ist nämlich ein Gesez oder allgemeiner Brauch bey allen Negern, sich aller fremden Negern, die einen Fuß in ihr Land sezen, zu bemächtigen, sie zu Sklaven zu machen, und gegen Europäische Waaren auszutauschen. Diese Gewohnheit ist eine Wirkung der Staatskunst der Könige, die es zu verhüten suchen, daß kein anderer, als dem sie es erlauben, ihre Reiche kennen lerne, damit in Kriegszeiten der Feind nicht die Vortheile nuzen könne, die ihm eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Flüsse geben würde. Es ist ferner ein Grundsaz ihrer Religion, nichts zu wissen, ruhig in seinem Lande, und dessen Vergnügungen zu bleiben; daher kommt es, daß die Einwohner des Königreichs A das Reich B nicht kennen, wenn sie auch seine nächste Nachbaren sind; daß sie ferner seine Sprache nicht verstehen, und nicht einmal wissen, ob in einem gewissen Königreiche auch Flüsse sind. Sie denken, daß, wenn alle Gemeinschaft unter Nachbaren aufhört, es auch keine Streitigkeiten und Zänkereien gebe, aus denen Kriege entstehen könnten. Der wichtigste Grund aber ist dieser, daß sie keine Barken und Kanoes haben, um die Flüsse zu untersuchen, und daß sie auch zu faul sind, dergleichen zu machen.

Der Fluß Kassamance ist, wie der Salûm, ein Arm des Gambia. Er entspringt durch den Gambia aus dem Niger. Dieser Fluß nun, der tief genug ist, die größten Schiffe zu tragen, hat aber eine sehr beschwerliche Einfahrt, wegen einer Barre, die, wenigstens dem allgemeinen Vorgeben nach, Schiffe von einer gewissen Größe hineinzukommen hindert, und die bisher auch Ursache gewesen ist, daß man keine andere Einfahrt als nur für Barken, Schaluppen und Kanoes gefunden hat.

Diese Barre nun habe ich untersuchen lassen, um zu erfahren, ob große Schiffe ohne Gefahr darüber wegkommen könnten. Die Personen, die diese Untersuchung anstellten, berichteten mir, daß es in der Barre wirklich mehrere kleine Durchfarthen gebe, die zur Zeit der Fluth auch tiefgehende Fahrzeuge durchlassen könnten; daß man aber nothwendig die Vorsicht brauchen müßte, in einer gewissen Entfernung, das ist, wenigstens eine halbe Meile von der Barre zu ankern, und zu warten, bis das Wasser abgelaufen sey, um mit aller Muße die Bänke und Durchfarthen zu untersuchen; daß man nach einer solchen Prüfung den erkannten Weg, aber doch immer mit dem Bley in der Hand, nehmen, und auf eben die

Art

Art den Fluß weiter hinauffahren müsse. Es sey ferner nothwendig, ein Boot oder eine Schaluppe vorauszuschiken, um die Richtung zu erfahren, die man zu halten habe, um weder auf Felsen noch Untiefen des Flusses zu scheitern. So vorsichtig dürfe man aber nur fünf bis sechs Meilen den Fluß hinauf seyn, weil man von da an selbst mit großen Schiffen weiter keine Gefahr laufe. Unterdessen sey es doch immer, um alle Unfälle zu vermeiden, gut, aus einem der Dörfer, die an beiden Seiten der Mündung des Flusses liegen, einen Lootsen zu nehmen, der den Fluß und seine Klippen genauer als Fremde kennen muß, die ihn nie befahren haben, und diesen Lootsen so lange gegen andere aus andern Dörfern umzutauschen, bis man sich eine genaue Kenntniß des Stroms erworben habe. Dieser Fluß läuft zwischen dem Fluß St. Jean, der gegen Norden fließt, und einem andern St. Dominique; den man auch den Kachaux wegen eines Dorfes gleiches Namens nennt, was nahe an ihm liegt.

Die beiden Ufer dieses Flusses gegen die See zu werden von den Flupen bewohnt, die tapfer, unternehmend, und kühn sind, und deren Land allenthalben von Strömen durchschnitten wird,

die

die aus einem See fließen, den die jährlichen Regen und Ueberschwemmungen sehr in die Höhe treiben. Diese Ströme begünstigen den Handel auf dem Kassamance nicht wenig.

Die Portugiesen haben an der rechten Seite des Flusses zwo kleine Niederlagen, wovon die eine Zinquinchor, und die andere Guinguin heißt. Beide bestehen in elenden Hütten, die mit einer von Erde und Reisern gemachten Einfassung umgeben sind. Sie werden nur von einigen armseligen Portugiesen bewohnt, die ehemals alle Fremde, die es sich gefallen liessen, von dem Handel auf dem Kassamance ausschlossen. Eben diese, die ganz zu Eingebornen des Landes geworden sind, haben den Handel auf diesem Flusse mit ihren Pirogen allein getrieben, weil es keinem Menschen einfiel, denselben mit ihnen zu theilen. Sie bringen die eingekauften Produkte des Landes nach Sommers, einem Dorfe, das an der linken Seite des Flusses liegt; von da wenden sie sich nach Gereges, und endlich nach dem Gambia, wo sie gewiß sind, ihre Waaren an Franzosen oder Engländer zu verkaufen. Diese Reise machen sie nur alsdann, wenn sie die leztern nicht an fremde Kaufleute auf der Stelle verkaufen können.

Man weiß es gewiß, daß die Portugiesen ehemals beträchtliche Niederlagen an diesem Flusse hatten, daß sie einen großen Handel nach dem Königreiche Kap trieben, das am Kassamance, hundert und funfzig Meilen von seiner Mündung liegt, daß sie endlich in dies Königreich auf dem genannten Flusse kamen, und daß er daher schiffbar ist. Dies Königreich Kap ist das blühendste in ganz Nigritien. Der König besizt kostbares Silbergeschirr; und unterhält sechs- bis siebentausend Soldaten; in seinem Lande herrscht eine so vortrefliche Polizey, daß man sicher darinn reisen und handeln kann. Ihm war der Hang der Negern zur Dieberey bekannt, und er hat deswegen so strenge Geseze dagegen gegeben, daß es selten ist, Uebertreter derselben anzutreffen. Man erzählt, daß er den Portugiesen jährlich sechs bis siebenhundert Sklaven liefert, außer einer großen Menge Goldes und Elfenbeins. Traurig ist es, daß man seit so langer Zeit keine Missionarien in ein Land geschikt hat, das sich durch so viele sittliche Tugenden, eine so gute Polizey, und so vortrefliche Anlagen zur christlichen Religion auszeichnet.

Dieser Fluß öffnet den Franzosen einen andern Weg zu den Goldminen; denn wenn man ihn bis auf einige Meilen von seinem Ursprunge aus dem

Gambia hinauffährt; so kann man in den Königreichen Bambarras, Gago, und Tombût, die ihrer Goldminen wegen so bekannt sind, Faktoreien anlegen, da er an ihrer Seite herfließt, und sie begrenzt. Dies würde um desto leichter seyn, da die Portugiesen, die wahrscheinlich anderswo zu thun haben, ihren Handel in diesen Gegenden ganz haben fahren lassen. Der Handel aber ist sehr bequem, da man diesen Fluß sicher mit Barken und Schaluppen befahren kann, wenn sie mit einigen kleinen Stüken besezt sind.

Wenn also die verschiedenen Senegalkompagnien in Frankreich sich so viele Mühe gegeben haben, ihren Handel auf einem langen und beschwerlichen Wege von wenigstens dreihundert und vierzig Meilen bis in die genannten Königreiche auszubreiten; ist es denn nicht vortheilhafter, sich dieses Flusses zu bedienen, auf dem man höchstens nur hundert und achtzig Meilen zu Wasser machen darf, um an die Grenzen von Bambarras, Gago und Tombût zu kommen, und alle Vortheile ihrer reichen Goldminen, und des beträchtlichen Negernhandels zu ziehen. Ich zweifle nicht, daß, wenn die Senegalkompagnie von der Lage, und bequemen Schiffarth dieser Ströme unterrichtet gewesen wäre, sie den Senegal gänzlich verlassen hätte, um

sich

sich allein nach dem Salûm und Kassamance zu wenden. Unglüklicherweise aber kannte sie nur den Niger allein; sie hatte sich einmal daran festgesezet; sie hatte einmal einen Handel darauf, der sie alles übrige, was sie nicht kannte, vernachlässigen ließ. Unter einer andern Voraussezung wäre es lächerlich gewesen, einen so langen, beschwerlichen und kostbaren Weg, als der auf dem Niger ist, zu wählen, um zu den Goldminen zu kommen, da zween andere Flüsse, der Kassamance und Salûm da waren, die beide aus dem Gambia entspringen, und sich auch beide besser, als der Niger, befahren lassen. Ueberdem ist es ausgemacht, daß der Kassamance den Handel der Franzosen, bis in die Länder, die südwärts von den Goldminen liegen, und der Salûm in die gegen Norden gelegenen Gegenden, und folglich weiter ausbreiten könnte, als er jemals gewesen ist.

Der Fluß St. Domingue, oder St. Dominique, den man oft auch Kachaux nennt, fließt drey Meilen südwärts vom Kassamance. Es ist sehr schwer hineinzukommen. Wenn man das rothe Vorgebirge (Cap Rouge) (unter eilf Grad sechs und dreißig Minuten nördlicher Breite) erkannt hat; so ankert man zwo Meilen vom Kap, und schikt eine Schaluppe voraus, den Fluß aufzusuchen, der

Bänke

Bänke und Felsenspizen an der nördlichen Seite hat, an denen man in der Entfernung eines Steinwurfes vorbeifahren muß. Man hat sich gleichfalls vor denen an der südlichen Seite in Acht zu nehmen, die um desto gefährlicher sind, weil man sie nicht entdekt. Diese Felsenbänke sind über drey Meilen lang, und man darf gar nicht daran denken, laviren zu wollen, weil die Oeffnung und Durchfarth nur eine halbe Meile breit ist. Wenn man endlich einen großen Baum von mehrern Absäzen, weswegen man ihn den gekrönten Baum genannt hat, hinter sich hat, so kann man gerade in den Fluß hineinfahren; nur muß man mitten im Strome bleiben, und die hohen Fluthen nicht fürchten, die von verstekten Felsen herzurühren scheinen. Wenn man diese anscheinende Gefahr vermeiden wollte; so würde man auf den nächsten Felsenbänken gewiß scheitern.

Kachaux ist, oder war vielmehr vormals eine portugiesische Kolonie an dem Fluße St. Domingue, zwanzig Meilen von seinem Ausflusse in's Meer. Sie liegt in dem Lande der Papels, eines abgöttischen Volks, das seinen vornehmsten Gözen Chine heißt; diesem opfern sie Hunde, ausgenommen diejenigen, die zu Kachaux wohnen, und von den Portugiesen eines bessern belehrt sind.

Kachaux

Kachaux ist an dem Ufer des Flusses gebaut, und windet sich nach allen Krümmungen seines Ufers. Zwo große Straßen machen die ganze Breite dieses Orts aus, der mit einer starken Palissade und einigen Kanonen befestigt ist, um gegen die Angriffe der Negern gedekt zu seyn. Die Portugiesen haben eine Kirche und ein Kloster darinn. Die Kirchensachen sind in den Händen des Visitador, oder Großvikarius, der von dem Bischof von St. Jago, einer der Inseln des grünen Vorgebirges hingeschikt wird, von welchem alle Portugiesen in diesen Gegenden abhängen. Es finden sich hier nur wenige Familien von gebornen Portugiesen; der größte Theil der Einwohner ist aus gemischtem Geblüt entsprungen, und von diesen sind die meisten so schwarz, daß man sie kaum von den wahren Negern unterscheiden kann.

Der Fluß Kachaux ist eine große Viertelmeile breit. Er ist so tief, daß die schwersten Schiffe ihn befahren könnten, wenn die gefährliche Barre bey seiner Mündung ihnen den Eingang erlaubte. Die Fluth steigt über dreißig Meilen oberhalb Kachaux hinauf, das unter dem eilften Grad nördlicher Breite liegt. Die Portugiesen allein treiben hier einen beträchtlichen Handel.

Siebentes Kapitel.

Beschreibung der Insel Les Bisseaux, der Flüsse und Inseln, die in der Nachbarschaft sind, und des Handels, der in und auf ihnen getrieben wird.

Um in der Beschreibung der Küste, von dem Fluße St. Domingue an bis an die Insel Les Bisseaux nichts zu übergehen, merke ich noch an, daß südwärts von der Mündung dieses Flusses, und nordwärts von dem Flusse Gesves, ein Dorf mit Namen Bot liegt, wo die meisten Kaufleute allerley Arten von Handel mit den im Lande gebornen Portugiesen treiben, und daß sich oberhalb Bot, am Flusse Gesves noch ein andres Dorf findet, wo die Negern Papels heissen, und gut mit sich handeln lassen. In diesen beiden Dörfern kann man sich leicht, und zu wohlfeilen Preisen mit dem ganzen Vorrath von Reis, Hirse und Rindfleisch versehen, den man zum Unterhalt der nach Amerika überzubringenden Sklaven braucht.

Der Fluß Gesves läuft nord- und nordostwärts von der Insel Les Bisseaux. Das Dorf, was ihm den Namen gegeben hat, liegt zwanzig Meilen von seinem Einflusse ins Meer, und vierzig Meilen von Les Bisseaux. Seine Einwohner sind Biafarische und Mandingische Negern. Unter

den erstern sind Abgötter, unter den andern Mahumedaner in großer Menge. Dieser Fluß ist sehr reissend, nicht nur wegen der Abhängigkeit seines Beets, sondern auch wegen der sonderbaren Fluth, die deswegen so gefährlich ist, weil das Meer sechs Stunden fällt, und nur drey Stunden steigt. Die Fluth läuft daher mit einer so erstaunlichen Geschwindigkeit an, daß es scheint, als wenn sich Berge von Wasser über einander stürzten; sie verschlingt alles, was ihr begegnet, wenn man nicht in einer solchen Lage ist, daß man ihrer Bewegung folgen kann. Barken, die auf diesem Flusse schiffen, müssen nicht tiefer als vier Fuß gehen. Man kann ihn auch nur vom December bis in den September hinauffahren, weil die Fluth in diesen Monaten hoch hinaufsteigt. Vom Oktober bis in den Januar hingegen ist der Jusan, d. h. der Strom des Flusses so reissend, daß es nicht möglich ist, ihn zu überwältigen. Der Sklaven- wie der Elfenbeinhandel ist hier sehr beträchtlich.

Gesves gegenüber liegt das Dorf Melampagne, das von Biafarischen Negern bewohnt wird, die gute Freunde der Franzosen sind, und mit Sklaven, Gold und Elephantenzähnen einen ansehnlichen Handel treiben. Siebenzehn Meilen tiefer

als

als Melampagne gegen Les Bisseaux zu, findet sich eine Gegend, Malformose genannt, in welcher die schönsten Bäume von der Welt für den Schiffbau angetroffen werden, Bäume, die man sehr leicht für einen Anker, oder ein Faß Brannteweín eintauschen könnte. Ein jeder Herr würde gern die Hälfte seines Waldes verkaufen. Dieses Holz könnte nicht allein zur Erhaltung der Schiffe, die man in den verschiedenen Besizungen an der Küste nöthig hätte, sondern auch zu den Wohnungen dienen, die man nothwendig errichten muß. Die Dielen, die aus diesen Bäumen gesägt werden können, würden und müßten von vorzüglicher Güte seyn.

Mehr gegen Süden ist der Fluß Dangal, der nur ein Arm vom Meer ist, an welchem das Dorf Joli liegt, das wegen aller Arten von Handel bekannt ist. Die schwarzen, oder schwärzlichen Portugiesen, die an der Küste zerstreut sind, handeln hier ganz allein, weil niemand ist, der ihnen diesen Handel streitig macht, oder mit ihnen theilen will. Sie verkaufen fremden Handelsleuten die Sklaven und Waaren des Landes, und nehmen europäische Waaren dagegen, die ihnen selbst meistens fehlen.

Rio grande, oder der große Fluß, ist zwölf Meilen südwärts vom Fluß Gesves entfernt. Zwischen diesen beiden sind noch zween kleine wenig besuchte

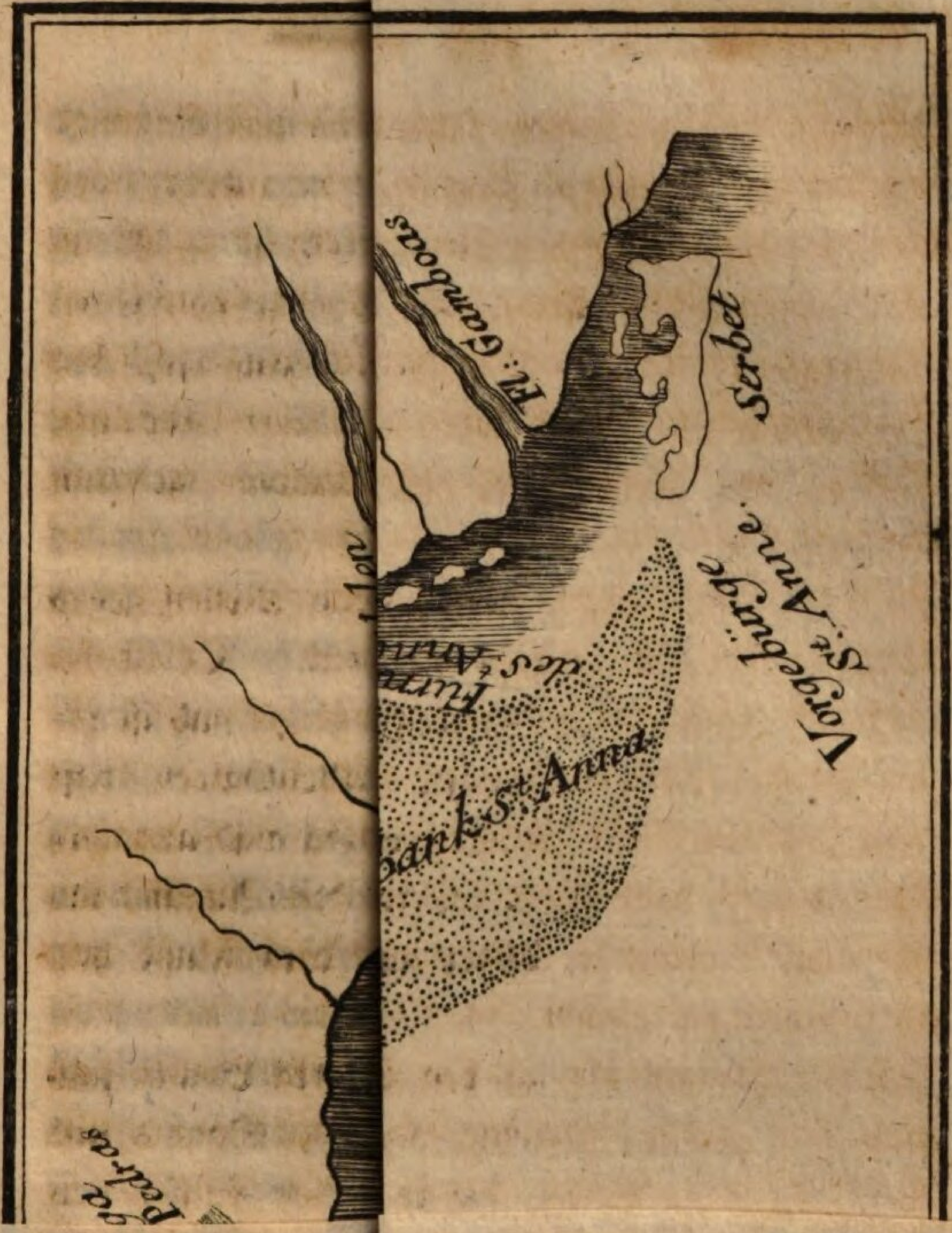
Flüsse.

Flüsse. Auf dem erstern kann man viel Sklaven, Gold, und besonders Morphil einhandeln, weil hier das rechte Land der Elephanten ist. Wenn man diesen Fluß, der achtzig Meilen von seiner Mündung für kleine und große Fahrzeuge schiffbar ist, hinauffährt, so trifft man eine stark handelnde Nation von Negern an, die Analons genannt werden.

Der Fluß Nongne ist sechszehn Meilen gegen Süden vom Rio grande entfernt. Er ist beträchtlich, geht tief ins Land hinein, und ist für den Handel sehr vortheilhaft. Allenthalben trifft man Zukerrohr und Indigopflanzen wild an; man handelt hier vom März bis in den August, um mit dem Südwinde wieder aus dem Flusse herauskommen zu können.

Vom Nongne bis an den Sierra Lionna sind noch vier Flüsse: Pongne, Kafali, Samos und Kasseres. Die Völker, die an diesen Flüssen herum wohnen, sind die Zaper, Fulis, die Kokolis, und Malez. Alle diese Völker sind Abgötter, erkennen aber doch ein höchstes Wesen, dem sie aber keinen besondern Dienst erweisen, ungeachtet sie es für den ersten aller Götter halten. Sie behaupten, daß er niemanden sterben lasse, sondern daß ein jeder durch seine Feinde, oft durch deren Gift umkomme.

Sie


Fl: Gamboas
Serbet
Vorgebürge St. Anne
Bank St. Anna
Pedras

Sie haben ein so heftiges Gift, daß man von ihren Pfeilen nur gerizt werden darf, um einen Augenblik nachher sterben zu müssen. Diese Flüsse werden so wenig besucht, daß man nichts, weder von ihrer Größe, noch von der Schiffarth auf ihnen weiß. Nur so viel ist bekannt, daß in den Dörfern, die an ihren Mündungen liegen, Handel mit Gold, Elfenbein und Sklaven getrieben wird.

Der Fluß Sierra Lionna, der das französische Afrika gegen Süden begrenzt, ist so wenig besucht worden, daß man sich fast mit der Kenntniß des kleinen Forts begnügen muß, was die Engländer an diesem Flusse haben, und wo sie mit allen schwarzen, und schwärzlichen Völkern, selbst mit den Fulis handeln, die unter den Bewohnern des innern Afrika die östlichsten sind, die man kennt, und von denen sie eine große Menge von Gefangenen, Gold und Elfenbein erhalten.

Ich komme zur Insel Les Bisseaux zurük, die in einem Meerbusen von beträchtlicher Länge und Tiefe liegt, der noch viele andere von verschiedenen Völkerschaften bewohnte Inseln in sich schließt. Vom rothen Vorgebirge, von dem ich vorher geredet habe, bis zur Insel Les Bisseaux sind funfzig Meilen; sie liegt unter eilf Grad fünf und dreißig

Minuten nördlicher Breite. Wenn man von jenem auf diese zusegeln will, so muß man zwölf Meilen gegen Westsüdwest, und acht Meilen gegen Südsüdwest machen, und stets sechs Faden Wasser behalten. Man sieht alsdenn bald Land, das fünf bis sechs Meilen entfernt ist; wenn man nahe hinzukommt, so bemerkt man, daß es durch zwo Oeffnungen getheilt ist, wodurch drey kleine Inseln entstehen. Um sich ihnen aber zu nähern, muß man ostsüdöstlich segeln. Wenn man den Kanal erreicht, und die Inseln zur rechten, und ein großes Erdstük Uarange zur linken Hand hat; so segelt man östlich, bis man an die Spize einer großen Insel kommt, die von den drey kleinen Inseln durch einen Kanal oder einen kleinen Strom geschieden ist. Hier findet sich guter Ankergrund, und man muß hier auch nothwendig ankern, um die Ebbe zu erwarten, damit man eine unter dem Wasser verstekte Reihe von Felsen zu erkennen im Stande ist, an denen man sonst sehr leicht scheitern könnte. Man läßt alsdenn die Inseln Bissagots, Uarange, und Karache, die alle mit einer sehr breiten Bank umgeben sind, gegen Westnordwesten liegen, und man hält sich so viel als möglich in der Mitte des Kanals, der sechs bis zehn Faden Wasser hat. In der schlimmen Jahrszeit kann man an der

südlichen

südlichen Spize der Insel Büßi ankern, wo ein vortreflicher Ankerplaz ist, den man den neuen Hafen (Port neuf) nennt. Ostwärts von eben dieser Spize liegt eine wüste und ziemlich erhabene Insel, von der man sich eine halbe Meile entfernt halten muß, einer Bank wegen, die weit heraus läuft, und auf der man leicht scheitern könnt. Wenn man diese Insel und Bank vorbeigesegelt ist; so sieht man einen Kanal oder Fluß, ohngefähr einer Viertelmeile breit, der die Insel Büssi von der Les Bisseaux trennt. Die westliche Spize dieser Insel ist mit einer Bank bedekt, die tiefer als eine Meile ins Meer hineinläuft, und zwölf bis funfzehn Klafter Wasser hat. Alsdenn fährt man in einer Entfernung von zwey Meilen an der Küste von Les Bisseaux weg, die allenthalben sicher ist, und vortreflichen Ankergrund hat. Nach sechs Meilen Weges kommt man an die Spize von St. Martin, wo sich Felsen unter dem Wasser finden, die drey Viertelmeilen herauslaufen. Diese Spize ist flach, und man muß sich wenigstens eine gute Meile von ihr entfernt halten. Sechs Meilen weiter östlich ist die Spize Bernafel, von welcher aus eine Felsenbank sich wenigstens eine Meile erstrekt. Wenn man diese erreicht hat; so sieht man zwo kleine Inseln, wovon die eine nur eine Vier-

telmeile im Umkreise hat, und von den Franzosen den Namen Bourbon erhalten hat. Die zweite ist größer, und scheint eine Meile im Umfange zu haben. Ungeachtet sie unbewohnt ist; so wäre sie doch zur Errichtung einer guten Niederlage vorzüglich geschikt. Zwischen diesen beiden Inseln muß man durchfahren, um vor Les Bisseaux den Anker werfen zu können. Der beste Ankerplaz findet sich der Kirche gegenüber, wo man sieben Faden Wasser auf einem guten Grunde antrifft.

Die Insel Les Bisseaux hat vierzig Meilen im Umkreise. Die Aussicht auf sie ist reizend; der Boden erhebt sich unmerklich bis an die Mitte der Insel, wo man einige Bergspizen, oder vielmehr einige Hügel sieht, die Thäler bilden, in denen sich die Gewässer sammlen, und in der Gestalt von kleinen, das Land befruchtenden Bächen und Strömen dem Meere zueilen. Die Bewohner der Insel sorgen dafür, um ihre Hütten her eine Menge von Bananas- Gujaren- Citronen- und andern Bäumen zu pflanzen, um sich gegen die Sonnenhize zu schüzen, und sich Schatten und Kühlung zu verschaffen. Es findet sich auf dieser Insel eine Kirche, und ein Franziskanerkloster, aber kein so großer Haufen von Wohnungen, dem man den Titel eines Dorfs geben könnte. Das Erdreich

ist fett und tief, und bringt alle Bedürfnisse des Lebens, besonders aber Reis und Hirse im Ueberflusse hervor. Ochsen und Kühe sind hier sehr fett: und gewiß würde auch europäisches Getraide sehr gut fortkommen. Die Insel Les Bisseaux ist in neun Provinzen getheilt, von denen acht von königlichen Bedienten regiert werden, die sich selbst für Könige ausgeben, um ihren Beherrscher mit dem Namen Kaiser beehren zu können. Dieser nun hat ein Instrument von leichtem Holze, das einer Trompete Marin gleicht, aber länger und breiter ist, und Bombalon genannt wird. Dieses wird mit einem Hammer von hartem Holze geschlagen, und man kann alsdenn den Schall, den es von sich giebt, in einer Entfernung von mehrern Meilen hören. Dergleichen Bombalons finden sich durch die ganze Insel, mit Leuten, die vom Könige dazu bestimmt sind, stets dabey zu seyn. So bald diese den Bombalon des Königs hören; so wiederholen sie dieselbige Anzahl von Schlägen, oder denselbigen Ton, und pflanzen also das Geräusch des königlichen fort, wovon ein jedes seine eigene Bedeutung hat. Auf diese Art wird der Wille des Königes in einigen Augenblicken über die ganze Insel bekannt gemacht, dem man auch bey unabbittlicher Todesstrafe gehorchen muß.

Wenn

Wenn diese Völker auch unter sich niemals Krieg führen; so unterhalten sie doch dergleichen beständig unter und mit ihren Nachbaren, unter denen sie sie erregen, wenn sie sich einige Vortheile davon versprechen können. Die Biafaren, Bisagoten, Balanten, und Nalonen umgeben sie von allen Seiten, entweder auf dem festen Lande, oder auf den Inseln, die zwischen den Flüssen St. Domingue, dem Rio grande, und Nengne einen kleinen Archipelagus bilden. Alle diese Völkerschaften sind nach ihrer Art tapfer, d. h. wild, und sie fechten wie Wüthende, wenn sie einem Handgemenge nicht ausweichen können. Ein dauerhafter Friede ist unter ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Kriege, oder vielmehr Einfälle, sind nur Feldzüge von sechs Tagen, und die der Papels, der Einwohner von Les Bisseaux, sind so beschaffen, daß, wenn der König es für gut befindet, gegen seine Feinde zu ziehen, er nur seinen Bombalon rühren läßt. Sogleich begeben sich die Häupter und ihre Krieger mit ihren Waffen, die in Säbeln, Bogen, und Pfeilen bestehen, an den Plaz, der ihnen durch den Ton des Bombalon ist angewiesen worden. Hier finden sich Kriegsfahrzeuge, deren jedes zwanzig Mann trägt, für welche der Anführer dem Könige mit seinem Kopfe stehen muß. Selten macht der

König

König dergleichen Feldzüge mit; vor allen Dingen zieht er die Götter zu Rathe, und bringt ihnen ein großes Opfer, von dessen Fleisch nur er allein, seine Priester und Krieger essen dürfen. Diese Götter stehen mit ihm immer in einem guten Vernehmen, und geben ihm daher allezeit eine günstige Antwort. Der Feldzug eröffnet sich hierauf ohne Verzug, wird aber auch nach einigen Plünderungen, oder Entwendungen von Sklaven geschlossen. Man schifft sich wieder ein, und freut sich eben so innigst, als wenn man den vollständigsten Sieg erfochten hätte. Dem Könige gehöret die Hälfte der Sklaven, die man gefangen genommen hat. Die übrige Hälfte fällt den Kriegern zu, die sie sogleich an Europäer verkaufen.

Von der südöstlichen Spize der Insel Les Bisseaux bis an die nordöstliche von Formosa sind fünf Meilen. Wenn man die leztere umsegelt; so kommt man in den Arm des großen Flusses, der die Halbinsel der Biafaren von der Insel Bulam absondert. Der Umfang dieses Kanals ist eine gute Meile breit, und hat an beiden Seiten lauter Untiefen, an denen sich die See um desto heftiger bricht, je höher die Fluth ist. Weil sich nun bey der Einfahrt in diesen Kanal, oder seinem Anfange, wie ich ihn kurz vorher beschrieben habe, nur

zween, drey, höchstens sieben Faden Wasser finden; so muß man sich nothwendig genau in der Mitte halten, um nicht auf den ihn sehr verengenden Sandbänken zu scheitern, und dieses so lange, bis man die nordöstliche Spize der Insel Bulam erreicht, wo vortreflicher Ankergrund ist. Von dieser Spize bis an die südöstliche eben dieser Insel ist die Küste sicher, und der Grund selbst für große Schiffe gut, so bald man nur die Vortheile und Nachtheile der Ebbe und Fluth besonders an solchen Orten bemerkt hat, wo die Wellen auf sich selbst zurükschlagen. Daraus entstehen heftige Ströme, die um desto ungewisser und unregelmäßiger sind, weil Ebbe und Fluth, indem sie sich begegnen, mit desto größrer Gewalt zusammenstoßen, und Schiffe zum Ankern zwingen, um nicht durch den heftigen Ablauf des Wassers mehr zu verlieren, als sie durch die Fluth gewonnen haben.

Von der nordöstlichen Spize an bis an die südöstliche kann man sehr gut ankern, weil man allenthalben einen weichen schlammigten Grund ohne Felsen, und zwölf bis zwanzig Faden Wasser findet. Die Küste der Insel Bulam ist flach, mit grossen Bäumen besezt, und zeigt dem Auge eine der reizendsten Landschaften. Sie ist für alle Arten von Fahrzeugen ein vortreflicher Hafen.

Der

Der Boden ist sehr gut; er hebt sich allmälich während zwo ganzer Meilen in die Höhe, wenn man von dem Gestade der See bis an den Fuß einiger Hügel rechnet, die wiederum gleichsam die Grundlage viel größerer Berge im Mittelpunkte der Insel sind. Diese Berge tragen hohe und schöne Bäume, und sind sehr leicht zu bebauen. Die vielen Thäler, die durch diese Berge und Hügel gebildet werden, enthalten eine Menge von Bächen voll des vortreflichsten Wassers. Die südliche Spize ist eine natürliche Wiese, wo schöne Weide ist. Die Insel selbst ist von Osten gegen Westen zehn Meilen lang, von Norden gegen Süden fünf Meilen breit, und hat ohngefähr dreißig Meilen im Umfange. Es hängt nur allein von den Franzosen ab, hier eine für alle Arten des Handels wichtige Faktorey zu gründen, da die Insel so fruchtbar ist, und nicht allein die Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch Schiffbauholz in Menge hervorbringen würde. Sie könnte die Niederlage aller europäischen und afrikanischen Waaren, besonders derjenigen werden, die man in diesem leztern Erdtheile selbst zubereiten und bearbeiten könnte, als da sind Zuker, Zukerbranntewein, Kakao, Indigo, Baumwolle, Kuku, und alle Artikel des amerikanischen Handels, die seine

Einwohner

Einwohner so ungeheuer bereichert haben. Hier wächst alles ohne Kunst und Hülfe; die Erde ist von einer ausserordentlichen Fruchtbarkeit, und beständig mit Bächen und süßen Wasserströmen, die durch die ganze Insel zerstreut sind, angefeuchtet. Die Luft ist gesunder, als sonst irgendwo in Afrika; ihre Einwohner sind zum Theil Christen, zum Theil aber auch Abgötter und Mahumedaner. Die Bissagoten, die jezt Besizer davon sind, nachdem sie die Biafaren verjagt haben, werden von freien Stüken die Niederlagen begünstigen, die man dort anlegen wollte. Mit einem Worte, alles vereinigt sich, eine der größten und wichtigsten Faktoreien zu begünstigen, die je ein Volk in Afrika gehabt hat.

Ich bemerke im Vorbeigehen, daß die Ufer der Bäche, und andere morastige Pläze in diesen Gegenden Bäume von einem schwammigten Holze mit breiten und dünnen Blättern hervorbringen, deren weiche und biegsame Rinden als Werg gebraucht werden, um Barken und Schiffe damit zu kalfatern. Man stößt es, um die äußere grüne Ueberziehung herauszubringen, und macht daraus eine Art von Werg oder Flachs, der fast gar nicht vermodert. Statt des Teers, der den Einwohnern oft fehlt, nehmen sie Palmenöl, mit ungelöschtem

Kalk

Kalk vermischt, und so lange gekocht, bis er die gehörige Konsistenz erhält.

Diese Gegend, wie das ganze übrige Afrika, liefert noch ein gewisses Schilf oder Rohr, mit welchem alle feuchte Gegenden angefüllt sind, und woraus vortrefliche Schiffsseile gemacht werden. Dem Lande fehlt zur Erbauung aller Arten von Fahrzeugen nichts, als Bäume, die zu Masten dienen könnten. Der Micheri *) ist zu kurz, der Paletünik ist schwer, und alle übrigen sind von einem zu spröden Holze. Es ist zum Erstaunen, daß man sich in einem Lande, das so reich an Kokosbäumen ist, nicht der Rinde, die die Nuß umgiebt, bedient, um Seile und Werg daraus zu verfertigen, wie man es in Ostindien macht, wo beide allgemein gebraucht werden, und bey einer größern Wohlfeilheit zweimal so lange halten, als Seile, die aus Hanf gemacht sind.

Das Königreich Guinala liegt an dem Flusse dieses Namens. Das Dorf von gleicher Benennung ist sowol wegen der Menge seiner Wohnungen, als der Portugiesen von allen Farben merkwürdig, die durch die Produkte des Landes reich geworden sind.

*) Dieser Micheri und Paletünik sind dem Uebersezer gänzlich unbekannt.

sind. Der König ist unter einem doppelten Namen, nämlich unter dem Namen eines Königs von Guinala, und dem eines Königs der Biafaren bekannt. Der Fluß ist groß, und über hundert und funfzig Meilen von seiner Mündung schiffbar. Er kann den Handel von Bulam, dem er nahe ist, ins Innere von Afrika ausbreiten. Man kauft auf und an diesem Flusse viele Sklaven, Elephantenzähne und Gold ein. Er ist von einem reichen, und an allen Produkten fruchtbaren Lande umgeben; und es kommt nur auf die Franzosen an, alle diese Vortheile zu nuzen, weil er so zu sagen auf ihrem Grunde fließt, und sie also nicht allein das Recht haben, darauf zu handeln, sondern auch nach Gutbefinden Faktoreien anzulegen. Und doch sind so schöne, reiche, und für den Unterhalt einer Kolonie so günstige Gegenden ungenuzt geblieben.

In der Nachbarschaft von Bulam finden sich dreizehn Inseln, Bissagots genannt, unter denen die wichtigsten Kasnabak, Galline, Kassegüt, Karache, Aranguena, die Papageyeninsel, Formosa, Babachola, Bisage, Uarange, und einige andere sind, die man wenig kennt, weil sie selten besucht werden. Eine jede von diesen Inseln wird von einem Haupte regiert, das man König nennt. Sie sind von einander unabhängig, und vereinigen

sich

sich nur alsdann, wenn sie die Biafaren auf dem festen Lande, die sie von Bulam verjagt haben, bekriegen wollen. Der größte Theil dieser Negern ist groß, stark, der Abgötterey ergeben, und höchst grausam gegen sich selbst und seine Feinde. Den Erschlagenen hauen sie die Köpfe ab: und wenn sie diese durch die ganze Insel herumgetragen haben; so schinden sie sie, und troknen die Haut mit den Haaren, um damit als mit Denkmälern ihrer Tapferkeit und Siege die Vordertheile ihrer Häuser auszuzieren. Der geringste Verdruß oder Unfall macht sie ihre Waffen und Wuth gegen sich selbst kehren. Sie erstechen oder erhenken sich ohne Umstände, oder stürzen sich auch in die See und von Felsen herunter. Ihre Begierde nach Branntewein ist ohne Beispiel; wenn ihnen welcher angeboten wird, so wetteifern sie mit einander, wer zuerst welchen erhalten soll. Alsdenn wird der Schwächere ein Raub des Stärkern; der Vater verkauft seine Kinder, oder wenn der Sohn stark genug ist, seinen Vater oder seine Mutter zu binden; so bringt er sie den Europäern hin, um Branntewein dafür zu bekommen. Diese Inseln sind sehr fruchtbar, und können beträchtliche Kolonien fassen und nähren. Die reichste und mächtigste ist die Insel Kassegüt, die einen sichern Hafen

für

für alle Arten von Schiffen hat. Man rechnet zwölf Meilen von der Spize Barnafel in der Insel Les Bisseaux bis an die nordöstliche Spize von Kassegüt, und fünf Meilen von eben dieser Spize bis an die von St. Martin. Die Bewohner von Kassegüt sind die höflichsten, menschlichsten, und am besten gesinnten Barbaren, weil der Handel ihre Sitten gemildert, und sie selbst umgänglicher gemacht hat. Kassegüt ist fast dreimal so lang, als es breit ist; man rechnet ihre Länge auf sechs, und ihre Breite auf zwo Meilen. Das Erdreich ist gut, fett, und wohl bebaut. Diese und die Inseln Karache, Kasnabak, und Galline sind unter allen Bissagotsinseln die einzigen, wo man mit einiger Sicherheit handeln kann. Auf den übrigen muß man sehr auf seiner Hut seyn; und aller Vorsicht ungeachtet wird es doch immer selten seyn, daß man nicht bestohlen oder wohl gar ermordet wird, wenn man auf dem Lande handelt, und sich den Negern anvertraut. Eben so wenig ist es zu vermeiden, daß man nicht bey den geringsten Schwierigkeiten, die man macht, auf das heftigste beschimpft wird, wie es einigen Portugiesen ergangen ist. Wenn ein Schiffsofficier oder sonst jemand von Bedeutung ans Land gienge; so würde ihm seine Neugierde hoch zu stehen kommen: er

würde

würde ohnfehlbar gefangen genommen werden, und man müßte ihn wenigstens mit der ganzen Schiffsladung wieder auslösen. Wenn also die Einwohner ihre Gefangenen und Waaren an Bord bringen, um sie auszutauschen; so muß man stets bewaffnet seyn, und sie nur einzeln ins Schiff kommen lassen, ohne zuzugeben, daß mehrere auf einmal übersteigen. Wenn sie aber aller Warnung ungeachtet es wagen sollten, sich aufzudringen, so muß man ihrer nicht schonen, weil sie gefährlich werden, so bald ihrer mehrere beisammen sind. Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet handeln die Europäer von ihnen alle Jahre doch fünf bis sechshundert Sklaven ein.

Die Insel Büßi liegt vorwärts von Les Bisseaux, von der sie durch einen ziemlich breiten und tiefen Kanal abgesondert ist. Die Einfarth in denselben ist von der südlichen Seite sehr gefährlich; zwo Bänke nämlich nehmen einen großen Theil seiner Breite ein. Sie ist nicht kleiner, als Les Bisseaux, und scheint ganz mit Bäumen besezt zu seyn. Die Einwohner sind, wie auf Les Bisseaux, Papels; weil sie aber durch den Handel noch nicht gemildert sind, so sind sie boshaft, verrätherisch, und diebisch.

Nordwärts von der Insel Büßi, an der andern Seite des Kanals oder des Flusses Gesnes findet man ein Land von zehn bis zwölf Meilen, das von Negern bewohnt wird, die nicht die geringste Gemeinschaft mit ihren Nachbaren unterhalten, sondern ihnen den Eingang in ihr Gebiet beständig abschlagen. Sie sind meistens Abgötter, und leben in einer republikanischen Regierungsverfassung. Man hält in der ganzen Gegend dafür, daß diese Balanten Goldminen besizen, und daß sie deswegen alle Fremde aus ihrem Lande abhalten, um seinen Werth und Reichthümer nicht bekannt werden zu lassen, und dadurch in Gefahr zu kommen, vertrieben zu werden.

Der ganze Handel von Les Bisseaux und den übrigen Inseln, von denen ich jezo geredet habe, war ehemals unter die Franzosen und Portugiesen getheilt; er ist aber von den leztern im Jahr 1703 aufgegeben worden, nachdem sie alle Festungswerke des Forts Les Bisseaux geschleift hatten. Die Portugiesen hatten nur einige Kanonen zurükgelassen, die sie nicht mitnehmen konnten; und Frankreich allein also hat das Recht, und ist auch im Besize desselben, neue Faktoreien anzulegen, wo es dergleichen dienlich findet, so bald es einmal

seinen

seinen ehemaligen Handel wieder herstellen wird, der unstreitig den nach Amerika überwiegen muß.

Das Kap Tumbol und Verga, die zwanzig Meilen von den Bissagotsinseln liegen, sind noch Oerter, wohin die Franzosen zu handeln das Recht haben. Dies Kap, an dem man einen vortrefflichen Ankergrund findet, hat von jeher eine beträchtliche Menge von Gold, Elfenbein, und Sklaven geliefert.

Aus dem bisher gesagten also folgt: daß die französischen Schiffe alle diejenigen Küsten befahren können, die unter den Namen der Küste von Nigritien, von Guinea, von Juda u. s. w. bekannt sind, und die ich unter dem allgemeinen Namen der westlichen Küste von Afrika oder des französischen Afrika zusammenfasse.

Ich habe alle schiffbare Flüsse, ihre Lagen, ihre Entfernungen von einander, endlich ihre Tiefen und Wendungen angezeigt. Wenn Erdbeschreiber sie nach ihrem Gutdünken hingesezt haben, wohin es ihnen gefiel; so habe ich mich gewiß sehr in Acht genommen, ihnen nachzuahmen. Da ich mich in jenen Gegenden aufhielt, habe ich die Charten mit der Natur verglichen, und so grobe Fehler gefunden, daß ich die auf den Charten gezeichnete Länder gar nicht wieder erkannte. Der Senegal ist

nur

nur dreißig, der Gambia aber vierzig Meilen von Goree entfernt; und doch scheint der leztere nur zwanzig, der erstere hingegen achtzig Meilen entfernt zu seyn. Die Reisebeschreiber haben gleichfalls nach Belieben vergrößert, und reden von wandelnden Dörfern, die nur aus einigen Stroh- oder Rohrhütten bestehen, und nicht hundert Häupter von Familien enthalten, als von Städten und Fleken. Wenn man also nach Afrika kommt, und eine Stadt oder einen Fleken sucht; so weiß man nicht mehr, wo man ist, wenn man nur einige erbärmliche Hütten antrifft.

Achtes Kapitel.

Betrachtungen über den ganzen Handel des französischen Afrika.

Das ganze Negervolk bewirbt sich nicht um Reichthümer, besizt überdem alles, wovon es jeden Tag leben kann, braucht gar keinen Aufwand zu machen, um sich Kleidung und Wohnung zu verschaffen; und es ist daher nicht zu verwundern, wenn es nicht weiter arbeitet, als zur Erwerbung seines Unterhalts von nöthen ist. Dies Volk läßt daher die Erde unbebaut, verkennt oder verachtet deren Reichthümer, und weiß von den

übrigen

übrigen Bequemlichkeiten des Lebens gar nichts. Ehrgeiz, Luxus, Eitelkeit, und Lekerey haften gar nicht an ihm. Verläumdung, Schikanen, Processe, Ueberlistungen, Verschwörungen zu Betrügereien, und so viele andere schreiende Ungerechtigkeiten, die man begeht, um Schäze zu erlangen, oder übel erworbene zu erhalten, sind ihm gänzlich unbekannt; und es ist kein Bewegungsgrund, der es antreiben könnte, die Ruhe seiner Nachbaren zu stören. Es würde selbst das Gold mit Füßen treten, wenn nicht der gierige Europäer Meere übersegelte, sein Vaterland verliesse, und sich tausend Gefahren aussezte, um dem Golde bey diesem Volke einen Werth zu geben. Auch jezo noch sammlet dies träge, und an die Güter der Erde so wenig gefesselte Volk nur so viel von diesem kostbaren Metall, als nöthig ist, um sich Waffen und Munition, die es braucht, endlich auch Brannteweіn einzukaufen, der ihm vorher unbekannt war, aber jezo seine größte Lust ausmacht.

Wenn also dies Volk den Fleiß der Europäer hätte, um sein Land und seine Minen anzubauen, und so viele andere kostbare Produkte geltend zu machen; so würde Afrika so unermeßliche Einkünfte haben, daß es alle übrige Theile der Erde bereichern könnte.

Ungeachtet das französische Afrika seit dem Verluste des Senegal, und der dazu gehörigen Länder nicht eine einzige von den bekannten Goldminen mehr in sich schließt; so hat es doch Mittel, sich mehrere zu erwerben, als alle Nationen von Europa bisher nicht besessen haben. Die Franzosen können sie nämlich auf den neuen Wegen finden, die ich im fünften und sechsten Kapitel gezeichnet habe. Um sie ganz zu geniessen, darf man nur nach meinen Vorschlägen Faktoreien in der Nachbarschaft der Minen selbst anlegen, wo der Sklavenhandel zugleich viel beträchtlicher und einträglicher als an den Küsten ist. Es ist wirklich traurig, daß die Franzosen so lange die Wege zum größten Handel von Afrika verkannt haben. Hätten sie sie früher kennen lernen, so würde ihnen der Senegal gleichgültig geworden seyn, und sie würden auch nicht so viele Kosten haben verschwenden dürfen, um eine Faktorey im Königreiche Galam anlegen zu können, das freilich durch seinen Goldhandel sehr berühmt, aber vom Senegal sehr entfernt ist, das man endlich nicht anders, als mit den größten Schwierigkeiten erreichen kann, die bey den übrigen Wegen nicht statt finden.

Aber, wendet man vielleicht ein, das Klima in den Goldländern ist für die Franzosen zu heiß.

Es

Es werden ihrer eben so viele umkommen, als man hinschiken wird, und es muß daher unmöglich seyn, sich in diesen tödtenden Gegenden auf eine dauerhafte Art festzusezen. Unnüz wäre es also, einen Versuch zu machen, von dem der Staat keine Vortheile hätte, und die Menschheit ohnfehlbar leiden würde.

Dieser Einwurf wird von selbst verschwinden, sobald man die gehörigen Maaßregeln zur Vermeidung der angeblichen Folgen dieses Unternehmens beobachten wird. Eine einzige Betrachtung wird den Leser von dem, was ich jezo behaupte, überzeugen. Man lasse aus Frankreich erfahrne Bergleute kommen, und gebe ihnen die Mulatten von Goree, und die freien Negern zu Gehülfen, die die französische Sprache verstehen. Von der einen Seite werden diese dem Klima angeartete Mulatten und Negern bey den Minen nicht mehr, als in Goree leiden, weil sie der Sonne, des schädlichen Thaus und der Ausdünstungen des Landes gewohnt sind. Auf der andern Seite werden sie die Bearbeitung der Minen in kurzer Zeit lernen, und man wird daher in ihnen eingeartete Minenarbeiter erhalten, unter welchen der Sohn dem Vater folgt, und auf die man sich auch verlassen kann. Auch ist im geringsten nicht zu befürchten, daß sie durch-

durchgehen werden, da sie die christliche Religion bekennen, und unter andern Negern, zu denen sie fliehen könnten, Religionsübung sowol, als Freiheit verlieren würden. Man wird diese Besorgniß um desto eher ablegen, wenn man bedenkt, daß die Mulatten sich selbst als Wesen von einer ganz verschiedenen, und über die Negern unendlich erhabenen Art ansehen, und dabey glauben, daß die Negernrace dem Geschlecht der Mulatten zu dienen geboren sey. Sie beobachten daher stets folgende Gewohnheit. Ein Weisser oder Mulatte wird nie mit einem Neger weder essen noch trinken: er wird sich im Gegentheil mit einer Unterthänigkeit bedienen lassen, die der Anbetung nahe kommt; und ein Neger wird sich deswegen seinem Herrn oder seiner Frau niemals als mit gebogenem Knie und niedergesenktem Haupte nähern. Dies bringt die Gewohnheit des Landes so mit sich.

Von dreißig Arbeitern, die man aus Frankreich zur Benuzung der Goldminen kommen läßt, schike man jedesmal nur zehn zugleich hin, die wechselsweise von den übrigen nach vier Monaten abgelöst werden. Oder man gebe, wenn man will, diesen Arbeitern Zelte, die groß und dicht genug sind, um sie gegen die Hize der Sonne, und gegen den noch viel gefährlicheren Nachtthau zu schüzen: und sie

werden

werden alsdenn bey den Minen nicht mehr leiden, als zu Goree, wo man doch auch lebt. Man versehe sich ferner mit Wägen, die von den eingebornen Ochsen gezogen werden können, welche Thiere sehr gemein sind und fast nichts kosten. Auf diesen schike man den Arbeitern ihre Speisen und Getränke, und man wird die Schwäche des Einwurfs fühlen, den man bisher gegen eine Unternehmung von so großer Wichtigkeit gemacht hat, für deren Kosten der gegenwärtige Handel von Goree allein schon stehen kann, so sehr auch die Einwohner der lezten Insel aus Privatinteresse das Gegentheil behaupten. In kurzer Zeit wird man dem Klima angewohnte Leute erhalten, deren Arbeit der Nation alle Vortheile der Minen zuwenden wird. Man braucht hiezu gar keine langwierige Erfahrungen; ein einziges Jahr ist schon genug, besonders wenn man betrachtet, daß man an den Ufern des Salúm und Kassamance Faktoreien anlegen kann, die in der Nachbarschaft der Minen und der Arbeiter seyn, und ihnen die nöthige Hülfe leisten werden; wenn man endlich überlegt, daß man auf eben diesen Flüssen Lebensmittel, Waaren, und alles, was zur Bearbeitung der Minen gehört, hinaufbringen kann.

Die Goldminen sind da; man weiß, wo sie sind; man kennt kurze und leichte Wege zu ihnen; und es müssen also nur noch Faktoreien und Arbeiter da seyn. Die verschiedenen Könige dieser Gegenden, die Freunde der Franzosen sind, werden den Arbeitern behülflich seyn, wenn man die gewöhnlichen kleinen Geschenke etwas erhöht, und nur Achtung und Branntewein für sie hat.

Die Könige in Afrika, so klein sie auch sind, besizen und üben doch die unumschränkteste Herrschaft in ihren kleinen Reichen aus. Sie sind Herren über das Leben ihrer Unterthanen. Niemand darf sich unterstehen, ihrem Willen entgegen zu handeln, ohne sich unvermeidliches Verderben zuzuziehen. Sobald also die Negernkönige es den Franzosen erlauben, die Goldminen zu bearbeiten; so ist alles geschehen. Kein Neger wird sich alsdenn widersezen; vielmehr werden alle, so viel an ihnen ist, hülfliche Hand leisten. Einige Anker oder Oxhöfte Branntewein, zu rechter Zeit vertheilt, werden ihnen eine hinlängliche Belohnung scheinen und die Ursache einer allgemeinen Freude seyn. Diese Unkosten sind so geringe, verglichen mit dem Gegenstande, der sie veranlaßt, daß man sie für nichts rechnen kann; die Erfahrung wird

es bestätigen, sobald man nur die Hand ans Werk zu legen anfängt.

Man muß die Könige nicht besuchen, als wenn man sie nöthig hat. Denn jedesmal, wenn man zu ihnen kommt, muß man ihnen Geschenke bringen. Ohne diese würden sie sich beschimpft glauben, und weit entfernt, etwas von ihnen zu erhalten, würde man sie vielmehr aufbringen, und alle Geschäfte rükgängig machen. Von dieser Gewohnheit darf man nicht abgehen, wenn man auch schon einige Jahrhunderte mit ihnen gehandelt hat; viel weniger kann man sich über sie wegsezen, wenn man zu Königen kommt, mit denen man vorher noch keinen Handel getrieben hatte. In diesem Falle muß man ihnen durch gewisse Abgesandte Geschenke schiken, die gewöhnlich in Brannteweín, einigen Waffen oder Säbeln, endlich in einigen roth gefärbten Schnupftüchern für ihre Sultaninnen bestehen. Solche Abgesandte mit ihren Geschenken empfangen die Könige auf eine feierliche Art, bezeugen ihnen ihr Vergnügen, und bewilligen alles, worum man gebeten hat. Sie machen wiederum Geschenke, die entweder in Landesprodukten, oder in einigen Negern bestehen; sehen es aber sehr gerne, wenn man ihnen durch ein gewisses Ceremoniel schmeichelt. Wenn man einem

nem das Wort bricht; so hat man es allen gebrochen, weil sie gleich Nachricht davon erhalten. Alsdenn machen sie sich auch gar kein Bedenken, wieder zu betrügen, wenn sie nur können. Sie führen dieses immer als Grund oder Entschuldigung an: „man hat diesen oder jenen König betrogen, und man würde es, wenn man könnte, mit uns nicht besser machen.“ Nichts in der Welt ist im Stande, sie von einer solchen Eingenommenheit zurükzubringen; und wenn sie auch dennoch handeln, so thun sie es, weil sie mit keiner andern Nation zu handeln Gelegenheit haben.

Um über den Einkauf der Negern, der den wichtigsten Gegenstand des ganzen afrikanischen Handels ausmacht, etwas Wichtiges zu sagen, muß man seine gute und schwache Seite untersucht haben, wie ich während meiner Mißion im Jahre 1764 gethan habe. Wenn man über diesen Negernhandel die ältern Schriftsteller, die davon geredet haben, zu Rathe zieht; so wird man gewiß hintergangen, weil seit ihrer Zeit sich alles geändert hat. Der Preis der Sklaven ist, wie der Preis europäischer Waaren, wenigstens verdoppelt; vor vierzig Jahren ferner wurden einige Artikel gesucht, die jezt gar keinen Werth haben, und die man um keinen Preis los werden könnte. Mehrere fran-

zösische

zösische Kaufleute, die nur diese alten Tarifs bey ihren Ladungen zu Rathe gezogen hatten, sind dadurch gewaltig verführt worden. Ich selbst bin Augenzeuge davon gewesen, daß sie nach Goree und an die Küste gekommen sind, um Sklaven zu kaufen, die sie auch würden erhalten haben, wenn sie eine gute Auswahl von Waaren gehabt hätten; daß sie aber unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, weil sie lauter unpassende Artikel mitgebracht hatten. Hieraus sieht mans, wie wichtig es der Nation ist, ein sicheres Verzeichniß zu haben, wornach sie ihren Handel einrichten kann. Dies hat mich auch bewogen, umständlich nicht nur den Preis der Sklaven an den verschiedenen Pläzen der Küste, sondern auch den Werth aller der Waaren zu bestimmen, die man bey diesem Handel brauchen, und ohne welche man ihn gar nicht vortheilhaft führen kann.

Vormals kosteten die Sklaven nicht mehr als zwölf, sechszehn, höchstens achtzehn Barren von Waaren; dies war der höchste Preis für die besten Sklaven. Dies hat sich aber sehr verändert; die Engländer nämlich haben in keiner andern Absicht den Preis so sehr erhöht, und einen so reichen Handel verdorben, als um den Handel der Franzosen zu vernichten. Sie haben daher den Preis

eines Sklaven auf dem Gambia bis zu ein und funfzig Barren hinaufgetrieben: und dieser erhöhte Preis wird dadurch noch unleidlicher, daß man den innern Werth der Barren so sehr vermehrt hat; denn zwo Barren, wie sie jezt sind, sind wenigstens drey der vergangenen Zeit werth. Eine jede Barre von Waaren wird in Afrika auf vier Livres, und nach dem Preise derselben in Frankreich bald höher bald niedriger geschäzt. Die Barren auf dem Gambia sind stärker, und folglich auch theurer, als in dem übrigen Afrika; und dieses schon seit den Zeiten der Senegalkompagnie, deren Bediente selbst um ihres eigenen Interesse willen den Preis höher gesezt haben. Um diesen Unterschied der Barren desto verständlicher zu machen, will ich in einer Abtheilung die Barren auf dem Gambia, und in einer andern die an der Küste von Afrika anzeigen. Zuvor will ich aber doch einige Beobachtungen über die Natur der Waaren, und ihren gewöhnlichen Preis im Magazin von Goree mittheilen.

Erster Abschnitt.

Beobachtungen über den Sklavenhandel, über die dazu erforderlichen Waaren, und über die Mittel, ihn mit dem größten Vortheile zu treiben.

Es ist gleich anfangs zu bemerken, daß eine jede Stange Eisen neun Pariser Fuß lang, zween Zolle breit, und vier bis fünf Linien dik oder hoch seyn muß. Eine solche Stange Eisen gilt für eine Barre durch ganz Afrika. Man theilt sie in zwölf Theile, wovon ein jeder ohngefähr neun Zoll lang seyn muß, und diese nennt man Stüke Eisen (pattes de fer). Man braucht sie im kleinen Handel, zum Einkauf der Landesprodukte, des Wachses, Reises, der Hirse, des zahmen und wilden Geflügels, u. s. w. Die Negern bedienen sich ihrer, um die leichten Werkzeuge, womit sie die Erde bauen, daraus zu bereiten. Weil nun eine solche eiserne Stange im Magazin von Goree fünf Livres fünf Sols kostet, und im Gold- und Sklavenhandel doch nur vier Livres gilt; so verliert man auf jeder Stange einen Livre fünf Sols. Man braucht sie daher beim Einkauf so wenig, als möglich, man muß sie aber doch für die verschiedene Arten des Handels haben, die folgendergestalt getrieben werden.

Erstlich kommt man über die Zahl der zu gebenden Barren mit einander überein, und dann wegen der Menge und Beschaffenheit der Waaren, die man zu dem ersten Vergleiche noch hinzufügen soll. Man muß daher eine jede Art von Waaren auf das genauste bestimmen, weil man ohne diese Vorsicht gewiß hintergangen wird. Der Neger sucht seinen Vortheil, und wird also betriegen, wenn er kann. Außerdem muß man auf die Waaren, die man ausgebreitet hat, ein wachsames Auge haben, weil sonst während der Zeit, daß ein Verkäufer sie untersucht, sich noch andere finden, die unter dem Vorwande, sie gleichfalls zu besehen, einen Theil davon mit der größten Behendigkeit entwenden. Wenn man über die Beschaffenheit der Barren von Waaren eins geworden ist; so liefert man Stük für Stük ab, und tilgt in gleichem Verhältnisse auf dem gemachten Register einen Artikel nach dem andern aus. Wenn man alles ausgeliefert hat; so läßt man den Verkäufer abtreten, er mag zufrieden seyn oder nicht. Denn es ist sehr selten, daß er nicht etwas von den erhaltenen Waaren gegen andere sollte austauschen wollen; eine Forderung, die man niemals bewilligen muß.

Eisen und Brannteweim sind die wesentlichsten Artikel für den afrikanischen Handel. Ohne Eisen und Branntewein zu haben, könnte man in diesem Erdtheile nicht einmal leben, viel weniger handeln. Wenn man aber nur diese beide Waaren hat; so kann man sicher seyn, nicht nur Gold, Elfenbein, und Sklaven allenthalben erhandeln, sondern auch, wo man will, gut leben zu können. Wenn Eisen und Branntewein ausgehen; so ist nichts mehr zu thun. Das Faktum ist unläugbar.

In Ansehung der Waffen muß man dafür sorgen, daß sie mit Kupfer ausgelegt oder beschlagen sind, weil man die von Stahl und Eisen der Geschwindigkeit wegen, womit sie rosten, nicht mehr los werden kann. Säbel werden nach dem Verhältnisse verkauft, wie sie gearbeitet sind. Holländische Thaler (pataques d'Hollande) sind unumgänglich nothwendig, wenn man am Gambia und in den umliegenden Gegenden Sklaven einkaufen will. Die Negern kennen einmal nur diese Münze und die Piaster. Nun ist ein holländischer Thaler nach dem französischen Kours nur drey Livres einen Sol werth, und die Negern hingegen nehmen ihn zu fünf Livres fünf Sols an. Man hat also auf jedem Stüke zwey Livres vier Sols Vortheil. Was die Pataques oder Münzen anbetrifft,

trifft, von denen die Schriftsteller reden, die über den afrikanischen Handel geschrieben haben; so kennt man Geldstüke von dieser Art, und dem ihnen gegebenen Werth nicht. Fast eben das gilt von den meisten Waaren, die man als sehr nöthig für jenen Handel zu beschreiben pflegt, die aber gar keinen Werth haben, und mit denen man vor Hunger sterben könnte.

Korallen braucht man in einem jeden Handel, den man mit Negern schließt. Man giebt so wenig davon, als man kann, weil sie sehr theuer und selten sind. Für feine Korallen aus Marseille erhält man mitten in Afrika eben so viel Gold, als sie schwer sind. Beim Einkauf der Negern giebt man die leztern gar nicht, weil sie zu theuer sind, sondern nur die einfachen, die Rassaden genannt werden, und die ich allein nur meine, wenn ich in der Folge von Korallen reden sollte.

Bernstein ist gleichfalls in Afrika nothwendig; man giebt, um ihn nicht wägen zu dürfen, sieben Körner für eine Barre. Aus Korallen und Bernstein werden Halsgehänge und Gürtel für die Könige, deren Gemahlinnen, und alle Negern und Negerinnen gemacht, die sich dergleichen anschaffen können. Diese Halsgeschmeide und Gehänge, die in der Gestalt von Rosenkränzen gemacht sind,

werden

werden aus Korallen, Glasperlen, und aus Stükgen von Bernstein, Gold und Silber zusammengesezt.

Unter allen in Afrika nothwendigen Waaren sind keine im Einkauf wohlfeiler, und bringen doch mehr ein, als Glasstükgen und Glasperlen; und diese muß man daher, so viel man kann, anzubringen suchen. Ohne beide würde sich die Kolonie nicht einmal die nothwendigsten Lebensmittel anschaffen können. Für Europäer, die es nicht selbst erfahren haben, ist es fast unbegreiflich, wie viel von diesen Glaswaaren an allen Küsten von Afrika verbraucht werden. Negern und Negerinnep, Mulatten und Mulattinnen tragen ungeheure Gehänge davon, die oft einen Fuß lang sind, und aus drey bis vier Reihen bestehen. Die feinen sind nur für die wohlhabenden Negern, und die gemeinen für ihre Sklaven. Eine Negerinn würde glauben, nicht erscheinen zu können, wenn sie nicht eine Menge von Halsbändern und Gehängen von Korallen, Bernstein, Kristall, Gold- und Silberstüken, u. s. w. trüge, wenn sie endlich nicht mit goldenen Ohrgehängen, die die Negern selbst machen, geschmükt wäre. Alle Arten von Glasperlen und Glasstükgen also sind zum Handel, wie zum Einkauf der Nothwendigkeiten des Lebens, unent-

unentbehrlich. Ohne sie kann man weder Butter, noch Eier, noch Hühner, noch Fische, u. s. w. erhalten.

Die Schnupftücher mit einem rothen glänzenden Grunde, wie die von Masulipatan oder Rouen, gehen stark ab. Alle Negerinnen haben es zur Mode gemacht, sich mit ihnen, besonders mit denen von Masulipatan, das Haupt zu bedeken. Sie winden sie zweimal um den Kopf, und knüpfen sie in der Form einer Nachtmüze fest zusammen. Diese Schnupftücher kann man mit grossem Vortheile gegen Gold und Sklaven austauschen: nicht weniger leichte seidene Zeuge, mit weißem Grunde und rothen Streifen. Die reichen Negerinnen, und besonders die Mulattinnen wollen jezo alle solche seidene Zeuge haben, um daraus Pagnen, womit sie sich bedeken, machen zu können. Ihre vollständige Kleidung besteht in zwey Pagnen, die drittehalb Ellen lang sind, und vor vielen andern Waaren mit großem Vortheile verkauft werden.

Leinwand aus Bretagne, besezte und gemeine Hemden werden gleichfalls mit Vortheil abgesezt, und man muß sich also gut damit versehen. Umstände und Pläze bestimmen die Preise, die allenthalben verschieden sind. Der Regel nach nimmt man den gewöhnlichen Preis eines Hembes oder

des

des Leinwandes, berechnet, wie viel Barren das eine oder andere werth ist, und sezt die Barren wieder nach den Barren solcher Waaren fest, worauf man am meisten gewinnt. Das Leinen z. B. kostet die Elle dreißig Sols; so gebe ich nur eine Elle für eine Barre, u. s. w. An der ganzen Küste braucht man Leinwand und Hemden: nirgends aber mehr, als auf dem Gambia für die Mulatten, die christlichen Negern, die jenen nacheifern, und endlich auch für die mahumedanischen Negern, die gleichfalls anfangen, sich ein wenig zu französiren. Sie sind stolz darauf, wenn sie in einem Hemde, und in leinenen Beinkleidern sich sehen lassen; es scheint, als wenn diese Kleidungsstüke ihnen schon ein Recht gäben, sich über die andern nakten Negern ein gewisses Ansehen anzumaßen.

Das Papier wird sehr gekauft, weil die Marabus es brauchen, um die Grigris, oder gewisse Gebete und Stellen aus dem Koran, darauf zu schreiben, womit sie den Aberglauben der Negern unterhalten. Aus Gewürznelken machen die Negerinnen Halsbänder und Gehänge, weil sie den Geruch davon lieben.

Gestreiftes Leinen, weißer oder gestreifter Kannevas, endlich Baftas (starker weißer indischer Kattun) von zwölf, vierzehn, funfzehn Ellen, besonders

besonders von sechs oder sieben Ellen werden mit großem Vortheile verkauft.

Feuerstahl, Vorhängeschlösser, Schellen, Nadeln, rothe gesponnene Wolle, auch gelbe und blaue, glänzend rothes, mit Gold und Silber durchwirktes seidenes Band, werden in Afrika mit vierhundert Procent Vortheil verkauft.

Gute Gewehre, mit Kupfer beschlagen, und etwas damascirt, wie auch Taschenpistolen mit doppelten Läufen, werden das Paar gegen einen Sklaven abgesezt. Gewehre mit zween Läufen haben eben den Werth; sie sind aber nur für die Könige und Großen der Höfe.

Leinene Strümpfe und Schuhe werden auch immer vortheilhaft an diejenigen verkauft, die sich nach französischer Art kleiden. Auch Spiegel, Messer, Scheermesser, Scheeren, Seife, Schuhschnallen, Tabaksdosen, und besonders Tabak gehen alle gut ab; aber doch nicht so reissend, als Branntewein und Glaswaaren.

Schießpulver und Kugeln sind im afrikanischen Handel nothwendige Artikel, und man braucht von beiden sehr viel, weil die Negern, nach Eisen und Branntewein, Waffen über alles lieben, ohne welche, Pulver und Bley mit eingeschlossen, man nichts wichtiges von ihnen eintauschen könnte.

Zweiter Abschnitt.

Preis der Waaren, die in Afrika abgesezt werden, nach der Schäzung derselben im Magazin auf der Insel Goree.

Ich rede hier nicht von dem Preise, den die zum Negernhandel nothwendigen Waaren in Frankreich haben; sondern von ihrem Werthe nach dem gegenwärtigen Tarif von Goree, wo man mir betheuerte, daß man sie nach ihrem wahren Werthe in Frankreich ohne die geringsten hinzugeschlagenen Unkosten verkaufte, weil sie auf königlichen Schiffen nach Afrika überbracht würden.

	Livres,	Sols,	Deniers.
Eine Stange Eisen also	5	5	—
Ein Quartier Branntewein	—	7	6
Ein Pfund Pulver	—	16	—
Ein Pfund Kugeln	—	6	6
Ein Pfund Hagel	—	6	6
Ein Gewehr, mit Kupfer beschlagen	9	6	—
Große Pistolen, das Paar	7	—	—
Ein gewöhnlicher Säbel	2	15	—
Ein Stük von feinem blauen Leinwande zu 14 Ellen	43	4	6

	Livres	Sols	Deniers
Ein eben so großes von gewöhnlichem Leinen	17	—	—
Ein Stük gedrukter Kattun von 14 Ellen	33	4	—
Hundert Flintensteine	—	4	6
Ein holländisch. Thaler (pataque)	3	1	—
Gewöhnliche Korallen, die Unze	16	—	—
Eine Unze Bernstein	6	—	—
Eine Reihe von unächten Karniolen	2	—	—
Ein Pfund gemeiner Glasperlen und Glasstükgen	—	14	—
Eine Reihe von feinen dito	1	10	—
Gewöhnliche Kristalle, das Pfund	—	14	—
Feine, eine Reihe von dreißig Stükgen	1	10	—
Ein niederländisches Messer	—	3	—
Ein Pfund von feinem Zuker	1	—	—
Ein Pfund Farinzuker	—	16	—
Musselin, eine Elle	9	10	—
Eine Elle von gemeinem Scharlach	16	—	—
Eine Elle Fries	9	—	—
Eine Elle von blauem Tuch	16	—	—
Eine Elle von rothem	18	—	—

	Livres	Sols	Deniers.
Ein Elle Atlas	6	—	—
Ein Buch Papier	—	10	—
Ein Pfund Nelken	12	—	—
Ein zinnerner Topf	2	10	—
Eine zinnerne Schüssel	2	—	—
Ein kupfernes Beken	2	—	—
Eine Muskatnuß	—	3	—
Ein Pfund Kaffee	1	2	—
Feines gebleichtes Leinen	6	—	—
Anderes, je nachdem es mehr oder weniger fein ist, mehr oder weniger, gewöhnlich aber doch die Elle	2	2	—
Gemeine rothe Schnupftücher	2	—	—
Gemeine, nicht besezte Hemde	5	—	—
Gemeine, besezte Hemde	7	—	—
Feine besezte Hemde	9	6	—
Gemeine leinene Strümpfe	1	15	—
Feine dito	3	—	—
Feine glänzend rothe Schnupftücher	5	5	—
Schnupftücher von Masulipatan, sehr theuer	—	—	—
Ein Pfund gesponnene Wolle	2	10	—

	Livres,	Sols,	Deniers.
Ein Paar Schuh	3	—	—
Ein Pfund Thee	8	—	—
Ein Pfund Rappe'	5	5	—
Stangentabak	3	—	—
Beinkleider von gestreiftem Leinen	5	—	—

Dritter Abschnitt.

Unterschied der Barren auf dem Gambia und der afrikanischen Küste.

Um über den Sklavenhandel sowol auf dem Gambia, als an der Küste nichts auszulassen, will ich zwo Reihen oder Kolonnen machen, und in der ersten die Menge von Waaren anzeigen, die auf dem Gambia eine Barre ausmachen, und in der andern bemerken, wie viel Barren eben diese Waaren an der Küste ausmachen.

Barren auf dem Gambia.		Barren an der afrikanischen Küste.
	Eisen	
Eine Stange Eisen	gilt allenthalben eine Barre.	

Vier

Barren auf dem Gambia.		Barren an der afrikanischen Küste.
Vier Quartiere für eine Barre.	Branntewein	Drey für eine Barre.
Zwey Pfund für eine Barre.	Pulver	Eben so.
Sechs Pfund für eine Barre.	Kugeln	Eben so.
Sechs Pfund für eine Barre.	Hagel	Eben so.
Ein Stük für fünf Barren.	Flinte	Für sechs Barren.
Ein Paar für fünf Barren.	Gegossene Pistolen	Für sechs Barren.
Einer für eine Barre.	Gewöhnliche Säbel	Eben so.
Zwey für einen Sklaven.	Feine damascirte Gewehre	Eben so.
Eins für einen Sklaven.	Gewehre mit 2 Läufen, damascirt	Eben so.
Ein Paar für einen Sklaven.	Pistolen mit einem doppelten Laufe	Eben so.

Barren auf dem Gambia.		Barren an der afrikanischen Küste.
Ein Stük für zehn Barren.	Feines blaues Leinen, das Stük zu 14 Ellen	Ein Stük für zwölf Barren.
Das Stük für für fünf Barren.	Gewöhnliches von eben der Farbe	Das Stük zu sechs Barren.
Zehn Barren.	Ein Stük von gedruktem Kattun zu 14 Ellen	Zwölf Barren.
Eine Barre.	Zweihundert Flintensteine	Eine Barre.
Eine Barre.	Zwey holländische Thaler	Zwey Barren.
Fünf Barren.	Eine Unze von gewöhnlichen Korallen.	Sechs Barren.
Dem Gelde gleich.	Eine Unze Korallen von Marseille	Eben so.

Am

Am Gambia.		An der Küste
3 Barren,	Eine Unze Bernstein,	4 Barren.
1 —	Eine Reihe von Karniol,	1 —
1 —	Zwey Pfund von gewöhnlichen Glaswaaren,	1 —
1 —	Feine, 30 Stükz. oder eine Reihe,	1 —
1 —	Zwey Pfund gewöhnlicher Kristalle,	1 —
1 —	Feine, eine Reihe,	1 —
1 —	Acht niederländische Messer,	1 —
1 —	Zwey Pfund Huthzuker,	1 —
3 —	Musselin, eine Elle,	4 —
2 —	Ein gewöhnliches Hemd,	2 —
3 —	Ein gemeines, aber beseztes Hemd,	3 —
7 —	Eine Elle von gemeinem Scharlach,	8 —
6 —	Eine Elle von rothem Tuch,	7 —
1 —	Drey Buch von gewöhnlichem Papier,	1 —
1 —	Hundert Stük Gewürznelken,	1 —

Am

Am Gambia.		An der Küste.
1 Barre,	Ein Topf oder eine Schüssel von Zinn,	1 Barre.
1 —	Ein kupfernes Beken,	1 —
1 —	Zwölf Muskatennüsse,	1 —
3 —	Eine Elle gelben Frieß,	4 —
2 —	Ein Stük von feinem gebleichten Leinen,	2 —
1 —	Ein Pfund gesponnene Wolle,	1 —

Dies sind die Waaren, die man sowol auf dem Gambia, als an der Küste brauchen, womit man alles einkaufen und eintauschen, und eines gewissen Vortheils versichert seyn kann, weil sie ihren bestimmten Preis haben. Ein Schiffer hat also nicht mehr nöthig, eine unbrauchbare Ladung zu machen, die er in der Folge mit großem Schaden behalten muß, weil sie nicht aus verkaufbaren Artikeln besteht. Damit ein solcher nun auch wisse, wie man die Sklaven zu kaufen pflegt, und wie man die Barren, worüber man eins geworden ist, vertheilt; so will ich ihm hier noch die wahre und gewöhnliche Methode bekannt machen.

Ein

Ein Sklave, wenn er jung, gesund und ohne Fehl ist, kostet an der Küste ein und dreißig Barren. Wenn er hingegen Mängel oder Gebrechen hat; so kostet er bald zehn Barren, bald mehr bald weniger.

Um diese ein und zwanzig Barren voll zu machen, giebt man von einer jeden Sorte Waaren nur etwas, am wenigsten von Eisen, Korallen und holländischen Thalern, die am theuersten sind. Ich kaufe zum Beispiel einen Sklaven, und theile die ein und dreißig Barren auf folgende Art aus:

		Preis der Waaren in Frankreich.		
Barren.		Livres,	Sols,	Deniers.
4 Barren	Eisen,	21	—	—
10 —	in Branntewein,	15	—	—
2 —	in Schießpulver,	3	4	—
2 —	in Kugeln,	3	12	—
12 —	in zween Flinten,	19	12	—
1 —	in gemeinen Glasstükgen,	1	8	—
31 Barren.		63	16	—

Wenn

Wenn man in diese Mischung von Waaren einen größern Vorrath von Bernstein, Korallen und Eisen aufnähme; so würde der Preis der Sklaven durch den größern innern Werth der Barren verhältnißmäßig erhöht werden. Wenn ich hingegen über eine gewisse Zahl von Barren eins werde, die weniger als die vorhergehenden werth sind; so wird der Preis in eben dem Verhältniß geringer seyn. Wenn man mehrere Sklaven auf einmal einkauft; so bezahlt man die Barren des Kaufpreises mit allerhand Sorten von Waaren: und wenn man dann eins ins andere rechnet; so ist der Preis der Sklaven billig. Erstlich also muß man mit dem Käufer über den Preis des Sklaven einig werden, und dann die Waaren bestimmen, womit man sie zu bezahlen hat, ohne welche Vorsicht die Negern die Waaren nach ihrem Belieben wählen möchten, eine Freiheit, die den Preis sehr erhöhen würde. Noch ist zu merken, daß man außer dem bedungenen Preise noch eine Barre geben muß, die so zu sagen den Kauf schließt, und von den Franzosen coupe-corde genannt wird. Fast alle Sklaven also, die ich an der afrikanischen Küste habe einkaufen sehen, haben im Durchschnitt ohngefähr siebenzig Livres

gekostet.

gekostet. Am Gambia hingegen galt während meiner Mißion im Jahr 1764 ein Sklave ein und funfzig Barren, ein Preis, den ich um eben diese Zeit habe sinken machen. Diese ein und funfzig Barren wurden auf folgende Art bezahlt:

Barren.		Livres,	Sols,	Deniers.
8	in Korallen und Bernstein,	50	16	—
4	in holländischen Thalern,	24	4	—
5	in Eisen,	26	5	—
12	in Brannteweín,	18	—	—
10	in einem Stük von feinem blauen Leinen, oder gedrukten Kattun,	35	—	—
10	in zwoen Flinten,	18	12	—
2	in Schießpulver,	3	4	—
51 Barren.	Kaufpreis	158	1	—

Man sieht also den großen Unterschied der Preise, der theils durch die größere Zahl, theils aber durch den größeren Werth der Barren verursacht wird. Ein Sklav, am Gambia gekauft, kostet

kostet noch mehr, als einmal so viel, als zween andere eben so gute, die man an der Küste erhandelt. Man muß auch hier, wie an allen andern Pläzen, nicht nur auf die Zahl der Barren, sondern auch auf die Sorten von Waaren, womit sie bezahlt werden, Acht geben. Allein, frägt man gewiß, woher denn eine so große Ungleichheit der Preise? — Die Engländer, antworte ich, haben in der Absicht, sich des ganzen Handels auf dem Gambia zu bemächtigen, den Preis eines Sklaven so hoch hinaufgetrieben. Sie glaubten, die Negernkönige dadurch zu bewegen, nur mit ihnen allein zu handeln, und die Franzosen so sehr aufzubringen, daß sie ihnen den ganzen Handel allein überliessen. Sie hofften, daß die Franzosen sich niemals dazu verstehen würden, Sklaven so unerhört theuer einzukaufen, da sie vorher nur zwölf, funfzehn und achtzehn Barren gegeben hätten, und ihre Barren selbst besser und reichhaltiger, als die der Engländer sind. Allein dieser Einfall ist ihnen theuer zu stehen gekommen, weil die Franzosen mit ihnen immer gleichen Preis hielten, und daher beständig den Vorzug erhielten.

Um über diesen Gegenstand zu einer vollkommnen Aufklärung zu gelangen, ließ ich während meiner Mißion am Gambia in meiner Gegenwart und für meine Rechnung einen Neger kaufen. Der Kaufpreis, hieß es, ist von ein und funfzig Barren. Ich zahlte sie aus, bemerkte aber, daß der Verkäufer sechs Barren in Eisen, die gleichfalls bedungen waren, nicht zu sich nahm. Zween Tage nachher erkundigte ich mich genau nach der Ursache, und fand, daß diese sechs Barren einigen Dollmetschern oder Mäklern zugefallen waren. Belehrt durch diese Entdekung, handelte ich am folgenden Tage selbst ohne Dollmetscher einen Sklaven ein; ich entfernte alle verdächtige Personen, die mir, meiner Unbekanntschaft mit der Sprache wegen, nachtheilig hätten werden können, aus dem Komptoire, und nun kostete mir ein Sklave nur sechs und dreißig Barren. Um mit noch größerer Gewißheit hinter die Wahrheit zu kommen, kaufte ich einen dritten auf eben die Art, und für diesen gab ich nur fünf und dreißig Barren. Hiedurch wurden die Bedienten der Faktorey in Verwirrung gebracht, und gestanden, daß sie von den Dollmetschern wären hintergangen worden. Von dieser Zeit an blieb der Preis eines Sklaven auf fünf

und dreißig Barren gesezt. Wäre ich länger in diesem Theile von Afrika geblieben; so hätte ich ihn vielleicht zu dem Preise an der Küste heruntergebracht.

Ich beschliesse diesen Theil mit der Bemerkung, daß das jezige französische Afrika jährlich fünf tausend Sklaven liefern kann, wenn man sich anders mit einer gehörigen Anzahl erforderlicher Waaren versorgt. Diese fünf tausend Sklaven werden, so wie die Sachen jezt stehen, und die Preise auf dem Gambia und an der Küste in einander gerechnet, das Stük nicht höher als auf 110 Livres kommen. Hieraus sieht man die unermeßlichen Vortheile, die dieser Handelszweig bringen kann; und wenn man außer diesem noch den Handel mit Wachs, das in unbeschreiblicher Menge da ist, und als Ballast gebraucht werden könnte, ferner den mit Golde, Elfenbein, Baumwolle und Häuten geltend machte; so würde dieser afrikanische Handel bald für den ganzen Staat ein äußerst wichtiger Gegenstand werden.

Ende des ersten Bandes.

Verzeichniß

Verzeichniß

der in diesem ersten Theile enthaltenen Kapitel.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Afrika, Seite 3

Zweites Kapitel.

Beschreibung der bewohnten Inseln, die zu Afrika gehören, ihrer Lagen, Entfernungen von einander, endlich ihrer Produkte, 15

Drittes Kapitel.

Beschreibung des französischen Afrika, begleitet mit astronomischen, geographischen und Natur-historischen Anmerkungen über alle Theile desselben, — 23

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Insel Arguin, und des Forts Portendik, nebst Beobachtungen über ihren Handel, — 29

Zweiter

Zweiter Abschnitt.

Beobachtungen über den Gummihandel, und Beschreibung der drey Wälder, die es erzeugen: Vorschläge, diesen Handel wieder in Aufnahme zu bringen, Seite 40

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Senegal, und aller der Königreiche, die an diesem Flusse liegen, 50

Vierter Abschnitt.

Beschreibung des Departement von Goree, vom grünen Vorgebirge an bis an den Gambia, Bestimmung der Lage und Entfernungen der Königreiche an der Küste, ihres Handels und ihrer Produkte, 68

Viertes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Gambia, und der Königreiche, die an seinen Ufern liegen, 101

Fünftes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Salûm, oder Bursalûm, als eines neuen Hauptweges zu den Goldminen, und dem Handel im Innern von Afrika, Seite 117

Sechstes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Kassamance, als eines zweiten neuen Weges zu den Goldminen, und dem Handel im innern Afrika, — 136

Siebentes Kapitel.

Beschreibung der Insel Les Bisseaux, der benachbarten Königreiche, Flüsse, Inseln und ihres Handels, 151

Achtes Kapitel.

Beobachtungen über den ganzen Handel des französischen Afrika, 172

Erster Abschnitt.

Beobachtungen über den Sklavenhandel, über die dazu erforderlichen Waaren, und über die Mittel, ihn mit Vortheil zu führen, Seite 183

Zweiter Abschnitt.

Preis solcher Waaren, nach dem Tarif des Magazins zu Goree, 191

Dritter Abschnitt.

Unterschied der Barren am Gambia von denen an der afrikanischen Küste, 194

Neue Geschichte
des
französischen Afrika,
mit
neuen Charten sowol, als geographischen, astro-
nomischen und andern Beobachtungen
über die
Gebräuche, Sitten, Religion und den Handel
dieser Gegenden.

Vom
bé Demanet
naligen Missionair in Afrika.
n Französischen übersezt.

Zweiter Band.

Mit gnädigster Freiheit.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung 1778.

2

Wenn man in diese Mischung von Waaren einen größern Vorrath von Bernstein, Korallen und Eisen aufnähme; so würde der Preis der Sklaven durch den größern innern Werth der Barren verhältnißmäßig erhöht werden. Wenn ich hingegen über eine gewisse Zahl von Barren eins werde, die weniger als die vorhergehenden werth sind; so wird der Preis in eben dem Verhältniß geringer seyn. Wenn man mehrere Sklaven auf einmal einkauft; so bezahlt man die Barren des Kaufpreises mit allerhand Sorten von Waaren: und wenn man dann eins ins andere rechnet; so ist der Preis der Sklaven billig. Erstlich also muß man mit dem Käufer über den Preis des Sklaven einig werden, und dann die Waaren bestimmen, womit man sie zu bezahlen hat, ohne welche Vorsicht die Negern die Waaren nach ihrem Belieben wählen möchten, eine Freiheit, die den Preis sehr erhöhen würde. Noch ist zu merken, daß man außer dem bedungenen Preise noch eine Barre geben muß, die so zu sagen den Kauf schließt, und von den Franzosen coupe-corde genannt wird. Fast alle Sklaven also, die ich an der afrikanischen Küste habe einkaufen sehen, haben im Durchschnitt ohngefähr siebenzig Livres

gekostet.

gekostet. Am Gambia hingegen galt während meiner Mißion im Jahr 1764 ein Sklave ein und funfzig Barren, ein Preis, den ich um eben diese Zeit habe sinken machen. Diese ein und funfzig Barren wurden auf folgende Art bezahlt:

Barren.		Livres	Sols	Deniers.
8	in Korallen und Bernstein,	50	16	—
4	in holländischen Thalern,	24	4	—
5	in Eisen,	26	5	—
12	in Brannteweín,	18	—	—
10	in einem Stük von feinem blauen Leinen, oder gedrukten Kattun,	35	—	—
10	in zwoen Flinten,	18	12	—
2	in Schießpulver,	3	4	—
51 Barren.	Kaufpreis	158	1	—

Man sieht also den großen Unterschied der Preise, der theils durch die größere Zahl, theils aber durch den größeren Werth der Barren verursacht wird. Ein Sklav, am Gambia gekauft,

kostet

kostet noch mehr, als einmal so viel, als zween andere eben so gute, die man an der Küste erhandelt. Man muß auch hier, wie an allen andern Pläzen, nicht nur auf die Zahl der Barren, sondern auch auf die Sorten von Waaren, womit sie bezahlt werden, Acht geben. Allein, frägt man gewiß, woher denn eine so große Ungleichheit der Preise? — Die Engländer, antworte ich, haben in der Absicht, sich des ganzen Handels auf dem Gambia zu bemächtigen, den Preis eines Sklaven so hoch hinaufgetrieben. Sie glaubten, die Negernkönige dadurch zu bewegen, nur mit ihnen allein zu handeln, und die Franzosen so sehr aufzubringen, daß sie ihnen den ganzen Handel allein überliessen. Sie hofften, daß die Franzosen sich niemals dazu verstehen würden, Sklaven so unerhört theuer einzukaufen, da sie vorher nur zwölf, funfzehn und achtzehn Barren gegeben hatten, und ihre Barren selbst besser und reichhaltiger, als die der Engländer sind. Allein dieser Einfall ist ihnen theuer zu stehen gekommen, weil die Franzosen mit ihnen immer gleichen Preis hielten, und daher beständig den Vorzug erhielten.

Um

Um über diesen Gegenstand zu einer vollkommnen Aufklärung zu gelangen, ließ ich während meiner Mißion am Gambia in meiner Gegenwart und für meine Rechnung einen Neger kaufen. Der Kaufpreis, hieß es, ist von ein und funfzig Barren. Ich zahlte sie aus, bemerkte aber, daß der Verkäufer sechs Barren in Eisen, die gleichfalls bedungen waren, nicht zu sich nahm. Zween Tage nachher erkundigte ich mich genau nach der Ursache, und fand, daß diese sechs Barren einigen Dollmetschern oder Mäklern zugefallen waren. Belehrt durch diese Entdekung, handelte ich am folgenden Tage selbst ohne Dollmetscher einen Sklaven ein; ich entfernte alle verdächtige Personen, die mir, meiner Unbekanntschaft mit der Sprache wegen, nachtheilig hätten werden können, aus dem Komptoire, und nun kostete mir ein Sklave nur sechs und dreißig Barren. Um mit noch größerer Gewißheit hinter die Wahrheit zu kommen, kaufte ich einen dritten auf eben die Art, und für diesen gab ich nur fünf und dreißig Barren. Hiedurch wurden die Bedienten der Faktorey in Verwirrung gebracht, und gestanden, daß sie von den Dollmetschern wären hintergangen worden. Von dieser Zeit an blieb der Preis eines Sklaven auf fünf

und dreißig Barren gesezt. Wäre ich länger in diesem Theile von Afrika geblieben; so hätte ich ihn vielleicht zu dem Preise an der Küste heruntergebracht.

Ich beschliesse diesen Theil mit der Bemerkung, daß das jezige französische Afrika jährlich fünf tausend Sklaven liefern kann, wenn man sich anders mit einer gehörigen Anzahl erforderlicher Waaren versorgt. Diese fünf tausend Sklaven werden, so wie die Sachen jezt stehen, und die Preise auf dem Gambia und an der Küste in einander gerechnet, das Stük nicht höher als auf 110 Livres kommen. Hieraus sieht man die unermeßlichen Vortheile, die dieser Handelszweig bringen kann; und wenn man außer diesem noch den Handel mit Wachs, das in unbeschreiblicher Menge da ist, und als Ballast gebraucht werden könnte, ferner den mit Golde, Elfenbein, Baumwolle und Häuten geltend machte; so würde dieser afrikanische Handel bald für den ganzen Staat ein äußerst wichtiger Gegenstand werden.

Ende des ersten Bandes.

Verzeichniß

Verzeichniß der in diesem ersten Theile enthaltenen Kapitel.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Afrika, Seite 3

Zweites Kapitel.

Beschreibung der bewohnten Inseln, die zu Afrika gehören, ihrer Lagen, Entfernungen von einander, endlich ihrer Produkte, 15

Drittes Kapitel.

Beschreibung des französischen Afrika, begleitet mit astronomischen, geographischen und Natur-historischen Anmerkungen über alle Theile desselben, — 23

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Insel Arguin, und des Forts Portendik, nebst Beobachtungen über ihren Handel, — 29

Zweiter Abschnitt.

Beobachtungen über den Gummihandel, und Beschreibung der drey Wälder, die es erzeugen: Vorschläge, diesen Handel wieder in Aufnahme zu bringen, Seite 40

Dritter Abschnitt.

Beschreibung des Senegal, und aller der Königreiche, die an diesem Flusse liegen, 50

Vierter Abschnitt.

Beschreibung des Departement von Goree, vom grünen Vorgebirge an bis an den Gambia, Bestimmung der Lage und Entfernungen der Königreiche an der Küste, ihres Handels und ihrer Produkte, 68

Viertes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Gambia, und der Königreiche, die an seinen Ufern liegen, 101

Fünftes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Salûm, oder Bursalûm, als eines neuen Hauptweges zu den Goldminen, und dem Handel im Innern von Afrika, Seite 117

Sechstes Kapitel.

Beschreibung des Flusses Kassamance, als eines zweiten neuen Weges zu den Goldminen, und dem Handel im innern Afrika, — 136

Siebentes Kapitel.

Beschreibung der Insel Les Bisseaux, der benachbarten Königreiche, Flüsse, Inseln und ihres Handels, 151

Achtes Kapitel.

Beobachtungen über den ganzen Handel des französischen Afrika, 172

Erster Abschnitt.

Beobachtungen über den Sklavenhandel, über die dazu erforderlichen Waaren, und über die Mittel, ihn mit Vortheil zu führen, Seite 183

Zweiter Abschnitt.

Preis solcher Waaren, nach dem Tarif des Magazins zu Goree, 191

Dritter Abschnitt.

Unterschied der Barren am Gambia von denen an der afrikanischen Küste, 194

Erster Abschnitt.

Beobachtungen über den Sklavenhandel, über die dazu erforderlichen Waaren, und über die Mittel, ihn mit Vortheil zu führen, Seite 183

Zweiter Abschnitt.

Preis solcher Waaren, nach dem Tarif des Magazins zu Goree, 191

Dritter Abschnitt.

Unterschied der Barren am Gambia von denen an der afrikanischen Küste, 194

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Demanet, ...

Neue Geschichte des französischen Afrika mit neuen Charten sowol, als geographischen, astronomischen und andern Beobachtungen über die Gebräuche, Sitten, Religion und den Handel dieser Gegenden
Bd.: Erster Band

1778 1778

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4300(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098769-8
VD18 90312384-ddd